Beyträge
zur
Geheimen Geschichte
des menschlichen
Verstandes und Herzens.

Aus den Archiven der Natur gezogen.

It is in Life as 'tis in painting:
Much may be right, yet much be wanting.
PRIOR.

Zweyter Theil.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich.
1770.

Beyträge

zur

Geheimen Geschichte

des menschlichen

Verstandes und Herzens.

Viertes Buch.

Viertes Buch.

I.

Die Aufschrift über der Pforte des delphischen Tempels

— — Lerne dich selbst kennen! — —

enthielt ohne Zweifel ein wichtiges, und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber, daß es, wie Herr Rousseau versichert, „wichtiger und schwerer sey, als „alles was die großen dicken Bücher der Mo„ralisten enthalten,“ ist, mit seiner Erlaubniß — nichts gesagt.

Diese Moralisten, von denen Hr. R. so wenig zu halten scheint, konnten doch wohl

keinen andern Zweck haben, als in ihren großen dicken Büchern den Inhalt dieses nehmlichen γνωθι σεαυτον zu entwickeln. — Und daß unter so vielen, welche von Hermes Trismegistus an bis auf diesen Tag an der Auflösung dieses Räthsels gearbeitet haben, auch nicht einer es errathen haben sollte, — wahrlich, das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesetzt auch sie hätten samt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabey verloren, so begreife ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — „was uns die delphische Pforte lehrt", nehmlich, — daß es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen. — Und was haben wir da gelernt? Der große Punct ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen? — und hierüber macht uns

die Pforte des Tempels zu Delphi nicht klüger, als der elendeste Commentar, der jemals über die Ethik des Aristoteles geschrieben worden ist.

Dieser Ausspruch unsers Freundes Jean-Jaques ist also, so viel er beym ersten Anblick zu sagen scheint, um nichts weiser, als wenn jemand sagte, der erste Vers des ersten Buchs Mose enthalte unendlichmal mehr Wahrheit als die sämmtlichen Werke aller Naturforscher; weil am Ende doch alles, was uns diese Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein sehr kleiner Theil von dem ist, was Himmel und Erde in sich fassen, und (wie Shakespears Hamlet sagt) noch gar viel in beyden ist, wovon sich unsre Philosophen (selbst den Neuesten, dem so viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen lassen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Mode-Philosophen unsrer Zeit schuldig sind, sey es gesagt, daß ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, welche nur so lange etwas feines oder großes oder neues sagen, als die Leser gefällig oder bequem oder unwissend genung sind, sie für das gelten zu lassen, wofür ihr Gepräge sie ausgiebt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierden etwas neues, novum, audax, indictum ore alio, zu sagen, schon oft die feinsten Köpfe sagen gemacht? — in Zeiten, wo Witz und Beredsamkeit einen Freybrief haben, die gesunde Vernunft zu mißhandeln, wenn es nur auf eine sinnreiche Art geschieht; wo Hippiasse und Carneaden durch rhetorische Taschenspielerkünste die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erschleichen; und neuer Unsinn, in schöne Phrasen gekleidet, mit spielenden

Gegen-

Gegensätzen verbrämt, und mit den Schellen des rednerischen Wohlklangs behangen, willkommner ist, als die alte Vernunft in ihrem schlechten sokratischen Mantel?

War es diese Begierde zu schimmern, oder war es Laune, oder Misanthropie, — oder sollen wir glauben, daß es würklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menschliche Geschlechte gewesen sey, was den scharfsinnigen Schriftsteller, welchen wir vorhin zu tadeln die Freyheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert, die Philosophie der alten Gymnosophisten wieder in Achtung bringen zu wollen, und ohne Hoffnung auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abentheurlichen Satz zu behaupten: daß der primitive Stand des Menschen der Stand eines zahmen Thieres gewesen; — und daß allen Nationen, unter denen sich (nach seinem Ausdruck) die

Stimme des Himmels nicht habe hören lassen, kein besserer Rath zu geben sey, als in die Wälder zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückzukehren, aus welchen sie eine unselige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke herausgezogen habe.

Man braucht die Schriften dieses sonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäßigen Dose von gutem Herzen zu lesen, um sich gerne überreden zu lassen, daß vielleicht niemals ein Schriftsteller von der Güte seiner Absichten, und von der Wahrheit seiner Grillen so überzeugt gewesen als Rousseau. Man kann sich nicht erwehren, dem Manne gut zu seyn, der die verhaßtesten Paradoxen mit einer so aufrichtigen Miene von Wohlmeynenheit vorbringt, mit einer so ehrlichen Miene die seltsamsten Paralogismen macht, und uns aus der vollen Evidenz seines Gefühls

fühls zuschwört, daß alles gelb sey, ohne den kleinsten Verdacht zu haben, daß er wohl vielleicht selbst mit der Gelbsucht behaftet seyn könnte.

Und gesetzt auch, der Zusammenhang seiner Grundsätze, und der dogmatische Ton, den er, ungeachtet aller seiner Protestationen, aus so vollem Munde anstimmt, könnte einige Zweifel —

Doch, Nein! — wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Loos aller Sterblichen erfahren, weil er sich auf seinem Wege verirrt hat. Lassen wir die verwegene Anmaßung, die Herzen der Schriftsteller aufzureißen, um die geheime Absichten derselben vor ihren unbefugten Richterstuhl hervorzuziehen, dieser verachtenswürdigen Art von Gleißnern,

welche

welche unter dem scheinbaren Vorwand, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtscheuen Absichten an der Philosophie, und ihre Dummheit an dem Witze, wie der Affe seine Mißgestalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freyheit zu philosophieren (welche, so lange wir nicht mit dem Rousseauischen Menschen in die Wälder oder welches noch ein wenig schlimmer wäre, so lange wir nicht in die Barbarey der Gothen und Wenden, unserer Vorfahren, zurückzukehren gedenken, eine der stärksten Stützen der menschlichen Wohlfart ist) muß sich auf alle erstrecken, welche von philosophischen Gegenständen ihre Meynung mit Bescheidenheit sagen, so seltsam und widersinnisch auch immer ihre Meynung scheinen mag. Wie oft hat sich dasjenige in der Folge eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden, was anfangs eine Welt voll Stimmen wider sich hatte? —

Und

Und auch der Irthum selbst, diese nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, giebt Gelegenheit, den Mitteln besser nachzuforschen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menschliche Geschlecht. —

3.

Ein Schauspiel, das die Menschlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite ansieht, — der Anblick der ausschweifendesten Ueppigkeit und zügellosesten Verderbniß der Sitten in einer von den Hauptstädten Europens, in diesem modernen Babylon, — welchem ein Philosoph im siebenten Stockwerke, um seiner liebenswürdigen Narrheiten, um seiner artigen Talente, und auf den äußersten Grad verfeinten Künste willen seine Laster nicht so leicht verzeihen kann, als der Philosoph zu Ferney — wenn er das Glück

gehabt

gehabt hat wohl zu verdauen — aus seinem kleinen bezauberten Schlosse; — der Anblick des Uebermuths, mit welchem die verächtliche Classe der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, dessen Werkzeuge sie sind, spotten; — der traurigmachende Anblick eines unterdrückten Volkes unter dem Besten der Könige — ist sehr geschickt, den Betrachtungen, welche der besagte philosophische Zuschauer über unsre Verfassungen, Künste und Wissenschaften anstellen kann, eine solche Stärke zu geben, ein schwermüthiges Helldunkel über sie auszubreiten, — daß man nichts anders nöthig hat, um zu begreifen, wie dieser Philosoph mit einer enthusiastischen Einbildungskraft, und einer mäßigen Dose von Menschenliebe auf den Einfall kommen konnte: „Es würde diesem Volke besser seyn, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben.“

Laßt in diesem Augenblick eine Academie die Frage aufwerfen: ob Wissenschaft und Kunst dem menschlichen Geschlechte mehr Schaden oder Nutzen gebracht habe? — Wird er in einer solchen Gemüthsstimmung Bedenken tragen, Wissenschaften und Künste, die er als Sclavinnen des Glücks und der Ueppigkeit, als Quellen der sittlichen Verderbniß, und Beförderinnen der Unterdrückung ansieht, für die wahre Ursache alles menschlichen Elends zu erklären?

Und voll von den lebhaften Gemählden, mittelst welcher ihm seine Phantasie die Evidenz dieser vermeynten Wahrheit anzuschauen giebt, — wird er nicht, wenn eine andre Academie seinen Spleen durch die Frage herausfodert: „welches der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen sey, und in wie ferne selbige durch das natürliche Gesetz autorissiert

siert werde?“ — die Auflösung dieses Problems schon gefunden zu haben glauben, und uns mit dem zuversichtlichsten Tone der Ueberzeugung überreden wollen, daß alles Uebel, wovon das menschliche Geschlechte gedrückt wird, aus dieser Ungleichheit, als der wahren Büchse der Pandora hervorgegangen, und daß kein gewisseres Mittel sey, davon befreyt zu werden, als alle Gewänder und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Policey, Bequemlichkeiten, Wollüste und Bedürfnisse von uns zu werfen, und nackend, gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstich seines Buches, zu unsrer ursprünglichen Gesellschaft, den Thieren, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieses nicht die geheime Geschichte des Rousseauischen Systems gewesen seyn?

4.

Dieses vorausgesetzt scheint es einigermaßen begreiflich zu werden, wie Hr. R. auf den Einfall habe kommen können, sich den primitiven Stand des Menschen als einen solchen zu denken, worinn der Mensch von dem übrigen Vieh, außer einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die unselige Möglichkeit aus demselben heraus zu gehen“ unterschieden gewesen sey.

„Betracht ich, spricht er, den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, so sehe ich ein Thier, das zwar nicht so stark als einige, nicht so behend als andere, aber alles zusammengenommen, doch unter allen am vortheilhaftesten organisiert ist; ich sehe es sein Futter unter einer Eiche suchen, aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nehmlichen Baume nehmen,

der ihm zu fressen gegeben hat: und so sind seine Bedürfnisse befriediget." —

Nicht gar alle. — Es giebt Augenblicke, — welche ich nicht so natürlich beschreiben möchte, als es der eleganteste Schriftsteller aus dem politen Zeitalter Augusts gethan hat, und welche man, in London selbst, nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzustellen wagt, wie es Aristophanes zu Athen, dem Sitz der Urbanität, wagen durfte; Augenblicke — doch, wir wollen unsern Schriftsteller selbst davon reden lassen —

„Zu fressen haben, (fährt R. fort) schlafen, und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat." *)

Und damit wir uns nicht etwan einbilden, er lebe mit seinem Weibchen und mit seinen Jungen in einer Art von Familiengesellschaft, wovon

*) S. 24. und 157.

wovon wir sogar bey einigen thierischen Gattungen Beyspiele sehen; setzt er, — nicht ohne den Grotiussen und Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben, — hinzu: —

„Sich die ersten Menschen in eine Familie vereiniget vorstellen, das hieße den Fehler derjenigen begehen, welche, wenn sie über den Stand der Natur raisonnieren, die Ideen mit hineinbringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben, — da doch in diesem primitiven Stande, wo die Menschen weder Häuser, noch Hütten, noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein jeder sich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefehr begegneten, und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammen thaten, ohne daß die Sprache

ein sehr nothwendiger Dollmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verliefen. *)"

Man kann sich leicht einbilden, daß Leute, die so wenig Umstände mit einander machen, und die süßen Werke der goldenen Venus auf eine so brutale Art treiben, nicht sehr zärtliche Aeltern seyn werden. Auch bekümmert sich, nach Hrn. R. Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts; und wie sollte er, da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorbeygehen, bis endlich einer von diesen maschinenmäßigen Vätern den Verstand hat, beym Anblick solcher kleiner Geschöpfe die tiefsinnige Reflexion zu machen, — „daß er vielleicht, durch eine gewisse Operation, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe?" Was die

*) S. 28. 29.

die Mutter betrifft, so ist es freylich ihre Schuld nicht, daß sie sich gezwungen sieht, sich eine Zeitlang mit ihrem Kinde abzugeben — „Sie säugt es anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen (spricht Herr R.) hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen dem Bedürfniß des Kindes selbst. Aber sobald die Kinder groß genung sind, sich ihr Futter selbst zu suchen, so verlaufen sie sich von der Mutter, und so kömmt es bald dahin, daß sie einander nicht mehr kennen.“ *)

Eh es dahin kömmt, hat also die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herum zu schleppen. — „Wahr ists (sagt unser Philosoph) wenn die Mutter umkömmt, so läuft das Kind Gefahr mit ihr umzukommen; aber (setzt er tröstlich hinzu) diese Gefahr ist hun-

*) S. 29.

dert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind ihre Nahrung selbst zu suchen.“ *)

Der natürliche Mensch des Philosophen Jean-Jaques ist also (die verwünschte Perfectibilität ausgenommen) weder mehr noch weniger als ein andres Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles, und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Inseln Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat. **)

Der Rousseauische Mensch ist es, der den Nahmen eines Wilden, — den die Spanier den Americanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten gegeben haben, — im eigentlichen Verstande führt. Er überläßt sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft,

*) S. 12. **) S. 6.

kunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine physische Bedürfnisse hinaus; das große Schauspiel der Natur ist unvermögend ihn aus seiner schlafsüchtigen Dummheit aufzuwecken, und es fällt ihm in seinem ganzen Leben nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch, das letztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört, in der That, beynahe eben so viel dazu, diese Fragen aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber, was Herr R. in der menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Anlaß gegeben, nichts natürlicher zu finden, als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den primitiven Stand ausmacht: das ist, was ich nicht begreife.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur sehr wenig dafür gesorgt die Menschen durch

gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beygetragen, welche sie, zum Untergang ihrer Freyheit und Glückseligkeit, unter einander getroffen haben.“ *) —

Was für Wunderdinge Witz und Spleen einen Philosophen sagen machen können!

5.

Ungeachtet Herr R. gleich anfangs erklärt, daß es bey Untersuchung der academischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Facta ankomme: so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben, und beruft sich daher einigemal auf die Hottentotten, die Caraiben und die Wilden in Nordamerica; doch, in der That niemals wo es auf Befestigung der Hauptsätze seines Systems ankömmt. Was hätten sie ihm

*) S. 37.

ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen kleinen Völkerschaften, die man Wilde nennt, befindet sich in diesem viehischen Stande, den er zu unserm Ursprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Gesellschaft; sie kennen Freundschaft, ehliche und älterliche Liebe; sie sind nicht ohne alle Kunst; und es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß sie erst durch das unmenschliche Verfahren der Castilianer in eine gewisse Wildheit hineingeschreckt worden sind, die ihnen nicht natürlich war.

Und gesetzt, die Wildheit aller dieser würklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns so viel wundervolle Dinge erzählt, von den Cyclopen des alten Vater Homers bis zu den Californiern des Vater Venegas, wäre noch ein wenig größer als sie beschrieben wird: was könnte damit bewiesen werden, als daß „Menschen zufälliger Weise sehr nahe zu den

Thieren heruntersinken können, und daß, wenn es einmal so weit mit ihnen gekommen ist, ein Zusammenfluß von vielen günstigen Umständen erfordert wird, um die Menschheit wieder bey ihnen herzustellen;" — und wem ist jemals eingefallen, hieran zu zweifeln?

6.

Bey einer Untersuchung des primitiven Standes der Menschen scheint die Frage, „wo die ersten Menschen hergekommen" nicht ganz überflüßig zu seyn. Herr R. hat, wir wissen nicht warum, nicht für gut befunden, ihrer zu erwähnen. Man kann diese Unterlassung nicht damit rechtfertigen, daß dieser Umstand durch die Offenbarung ins Klare gesetzt sey. Denn aus eben diesem Grunde hätte sich Herr R. seine ganze Untersuchung ersparen können; und überhaupt bewies man vor neunhundert Jahren aus diesem Grunde, „daß man über gar

nichts philosophieren müsse, was der Mühe werth ist." — Es ist das nehmliche weise Argument, kraft dessen der saracenische Caliphe Omar die Bibliothecken zu Alexandria, als diese Hauptstadt Aegyptens in seine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilte. — Wenn es erlaubt ist, über den ursprünglichen Stand des Menschen zu philosophieren, so muß sich diese Freyheit auch auf seinen Ursprung selbst erstrecken; es ist für eines so viel Grund als für das andere.

Gesetzt nun, wir wollten — welches sehr weit von uns entfernt ist — die Gefälligkeit für die alten Priester zu Memphis so weit treiben, und alle die Ueberschwemmungen und Conflagrationen des Erdbodens, von denen sie Nachrichten zu haben vorgaben,*) für wahr annehmen; ja gesetzt wir wollten den Ursprung der Menschen so weit hinaussetzen als die

*) S. den Timäus des Plato.

die fabelhaften Japaner: So würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die ersten gewesen wären. Eine Reyhe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metaphysischen Gründen, eben so möglich seyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiß ist, daß sie, wie sehr viele andre transcendentalische Dinge, den Fehler hat, daß sie sich nicht denken läßt.

Diese Ersten also, woher kamen sie?

Sind sie aus dem Monde herabgefallen?

Oder, wie Manco-Capac, der Orpheus der Peruvianer, aus der Sonne herabgestiegen?

Oder nach der gemeinen Meynung der Alten, aus dem Boden hervorgewachsen? *)

Oder

*) Diod. Sicul. L. I. c. 10.

Oder sind sie, nach der sinnreichen Hypothese des Philosophen Anaximander aus einer Art von Fischen hervorgekrochen? *)

Oder hat vielleicht die Natur, wie Lukrez uns glauben machen will, **) eine Menge Versuche machen müssen, bis es ihr endlich gelungen, einen vollständigen Menschen herauszubringen?

Wahrhaftig, meine Herren Manco-Capac, Demokritus, Anaximander, Lukrez, und wie ihr alle heißet, es möchte sich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu untersuchen, welcher von euch die lächerlichste Meynung habe; — der große Punct, — und der, den ihr alle zugeben müßt, ist dieser — „daß nur derjenige den Nahmen des ersten Menschen verdienen konnte, welcher — der erste Mensch war, das ist, bey dem sich zuerst die vollständige Anlage alles

*) Plutarch Symposiac. L. VIII. c. 8.

**) Lucret. L. V.

alles dessen befunden, was den wesentlichen Unterschied unsrer Gattung vor den übrigen Geschöpfen ausmacht; — und wenn wir einmal so weit einig sind, so werden wir, denke ich, kein Orakel entscheiden lassen müssen, — „ob die Natur (wenn anders Intelligenz und Absicht in ihren Würkungen ist) nicht wenigstens ein Paar solcher Menschen, welches die Gattung zu vermehren geschickt war, habe hervorbringen müssen?

Nun läßt sich wohl nichts anders denken, als daß der erste Zustand dieser Protoplasten, so vollkommen wir auch ihre Organisation voraussetzen, wenig besser als eine Art von Kindheit seyn konnte; es wäre denn, daß wir ihnen angebohrne Ideen geben wollten, wozu wenigstens die bloße Vernunft keine Stimme giebt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verschlungen in die Unermeßlichkeit der Natur, hatten sie

ohne

ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um sich aus der ersten Betäubung so vieler auf sie zusammendrängender Eindrücke zu erhohlen. Allein Aufmerksamkeit und Uebung mußten sie bald den Gebrauch ihres Körpers, und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens bestimmt schienen, kennen lehren; und es brauchte, — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erschaffen wollen, welche in der Natur nirgends sind, — weder Jahrtausende noch Jahrhunderte dazu.

7.

Herr R. ist nicht dieser Meynung. Er sieht den Uebergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policierung als eine Sache an, die von allen Seiten mit unersteiglichen Schwierigkeiten umgeben ist. Er kann nicht begreifen, wie ein Mensch zuerst habe auf den

Einfall

Einfall kommen können, ein Weibchen für sich selbst zu behalten, eine Hütte für sie zu rechte zu machen, und der Vater von seinen Kindern zu seyn? Oder wie etliche Menschen auf den Gedanken hätten gerathen können, Gesellschaft mit einander zu machen, und anders als nach Verfluß vieler tausend Jahre, eine so tiefsinnige Wahrheit zu ergründen, als diese ist: daß vier Arme mehr vermögen als zween, und vierundzwanzig mehr als vier. In diesem Stücke scheint es ihm, ohne Vergleichung, wie meinem hohen Gönner, dem Sultan Schah-Baham zu gehen, der immer über die alltäglichste Sachen zu erstaunen pflegte, und nichts so gut begreifen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beyspiel, daß Witz und Dummheit, auf ihrem äußersten Grade, einerley Würkung thun. Herr R. hätte vieler Bemühung des Geistes bey dieser Gelegenheit überhoben seyn können;

denn

denn wer in der Welt wird ihm die Folgen streitig machen, die er aus seiner Hypothese zieht? — Die Hypothese selbst ist es, was wir ihm gerade zu wegläugnen. Nichts richtigers, das wilde, ungesellige, dumme, eichelnfressende Thier, das er seinen Menschen nennt, würde in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons ist. Wer wollte sich die Mühe geben, einen solchen Satz erst durch die tiefsinnigsten Erörterungen zu beweisen? Das heißt die Gründe deducieren, warum vermöge der Gesetze der Mechanick ein Gichtbrüchiger schwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die schönen Antithesen, die er bey dieser Gelegenheit spielen läßt! Doch — wir müssen ihm nicht Unrecht thun; es ist sein ganzer Ernst; er sieht alle diese ungeheuern Schwierigkeiten würklich, von denen er spricht; und sie müssen

wohl gewiß entsetzlich in seinen Augen seyn, weil sie ihn beynahe dahin bringen, seine Zuflucht zu einem Deo ex machina zu nehmen. *) Gleichwohl würden alle diese Phantomen auf einmal verschwunden seyn, wenn er nur diese zween Sätze, die simpelsten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„daß die Menschen, aller Wahrscheinlichkeit nach, von Anfang an in Gesellschaft gelebt, — und

„daß der Urheber der Natur, ohne der Ordnung derselben Gewalt anzuthun, Mittel genung gehabt habe, dem Menschen die Entwicklung seiner Fähigkeiten und die Erfindung der dazu nöthigen Mittel zu erleichtern."

8.

Man könnte übrigens unserm Philosophen den Satz — „daß, der Perfectibilität ungeachtet,

*) S. 36.

achtet, die meisten Fähigkeiten des Menschen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können, eingestehen, ohne daß seine Hypothese viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvetius nicht ohne Grund eine Menge von psychologischen Phänomenen erklärt, — die daher rührende Begnügsamkeit an jedem erträglichen Zustande, in welchem dieser Trägheit am wenigsten Gewalt geschieht, und die durch beydes verdoppelte Macht der Gewohnheit lassen uns leicht begreifen, wie ein Volk, zumal in einem Clima, welches die Würkung dieser Ursachen noch verstärkt, Jahrtausende durch, in so fern es immer sich selbst überlassen ist, in einem sehr unvollkommnen Zustande zurückbleiben könne.

Sittliche und politische Ursachen hemmen in China den Fortgang der Wissenschaften, welche sich in diesem ungeheuern, und in

einigen Stücken sehr policierten Reiche, noch immer in der Kindheit befinden. — Physische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrohrnen Länder um Hudsons-Bay seit undenklicher Zeit in einem so eingeschränkten Kreise von Bedürfnissen und von Thätigkeit, daß Reisende, welche den Geist der Beobachtung nicht empfangen haben, und den sittlichen Menschen in einem Gewande von Pelzwerk und Seekalbsfellen nicht zu erkennen fähig sind, kein Bedenken tragen, ihren Zustand für viehisch zu erklären. Aber mit der Geselligkeit, diesem wesentlichen Zug der Menschheit hat es eine ganz andere Bewandtniß. Der Mensch, — wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurückgehen und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen aufzuheben, und einen

nen andern Menschen zu erblicken, um die süße Gewalt des sympathetischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines gleichen zieht.

Und nur zu seines gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle dieser aus Bewunderung, Freude und Dankbarkeit gemischten Empfindungen, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüßen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Glauben der ältesten Menschen, allem in der Natur eine Seele zu geben, und sich einzubilden, daß alles, was uns Empfindung einflößt, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden," (sagt der größeste Kenner des menschlichen Herzens der mir bekannt ist) „mit dem Manne, der von Dan

„bis gen Beerseba reisen kann, und ausrufen: „alles ist öde! — Ich declariere, sagte ich, „indem ich meine Hände mit einer zärtlichen „Bewegung zusammen schlug, daß ich auch „in einer Wüste etwas ausfindig machen woll„te, über welches ich meine Zuneigung er„gießen könnte. — Könnt' ich nichts bessers „thun, so wollt' ich sie an irgend eine holde „Myrthe heften, oder mir irgend eine me„lancholische Cypresse aussuchen, um eine Art „von Freundschaft mit ihr zu machen. — Ich „wollte ihrem Schatten liebkosen, und sie „zärtlich um ihren Schutz begrüßen. — Ich „wollte meinen Nahmen in sie schneiden, und „schwören, sie wären die liebenswürdigsten „Bäume in der ganzen Wildniß. Welkte ihr „Laub, so würd' ich mit ihnen trauren, und mich „mit ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aus„sehen mich beredete, daß sie sich freueten." *)

Stellen

*) Sentimental Journey Vol. I. p. 85.

Stellen wir uns einen Menschen vor, der aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet, und die Hoffnung, jemals wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel, oder eine Maus, oder in Ermanglung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, so gar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichsten Regungen werden könnte? — daß diese Spinne nach und nach in seinen Augen so schön werden könnte, als die reizendeste toscanische Amaryllis in den Augen ihres platonischen Schäfers; daß er sie auf seinem Teller essen lassen, daß er ganze Tage mit ihr spielen, daß er sich, durch die anhaltendeste Aufmerksamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, sich für ihre kleinsten Bewegungen interessieren, bey der mindesten Gefahr

 für

für ihr Leben zittern, und wenn er unglücklich genung wäre, sie zu verliehren, sie mit heissern Thränen beweinen und über ihren Verlust untröstbarer seyn würde, als er, in andern Umständen, über den Tod der geliebtesten Frau und des besten Freundes gewesen wäre? —

Ich erinnere mich ehmals etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lausün gelesen zu haben; und ich zweifle nicht, daß Leute, welche in den Anekdoten der Bastille, des Donjon von Vincennes, des Königsteins und anderer Einsiedlereyen von dieser Classe erfahren zu seyn, Gelegenheit haben, ähnliche Beyspiele zu erzählen wissen.

Man würde vergeblich einwenden, daß sich von einzelnen Beyspielen nicht auf die menschliche Natur überhaupt schließen lasse. Denn alles, was wir seit etlichen tausend Jahren aus allgemeiner Erfahrung von unserer

Gattung

Gattung wissen, bewegt uns den Trieb der Geselligkeit und das Verlangen nach Gegenständen, denen wir uns mittheilen können, für ein wesentliches Stück der Menschheit zu halten. Die Ausnahmen sind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruß, Spleen, oder irgend einem andern innerlichen Beruf, sich freywillig der menschlichen Gesellschaft begeben haben. —

Und wie wenig es auch dieser kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich sey, den geselligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiset die Geschichte der alten thebaischen und andrer Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebreiche Einsiedlerinnen, um die Einsiedler in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem T** pflegten, daß sie lieber die allerschlech-

teste Unterhaltung, die man haben kann, als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich, so haben diejenige, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur hineingetragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Herr R. in dem Uebergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Uebergang in einen entgegengesetzten, sondern ein bloßer Fortgang in dem nehmlichen Stande; Ein Fortgang, dessen relative Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bey den Völkerschaften, wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

9.

Doch, was würden alle unsre Einwendungen helfen, wenn (wie Herr R. sehr wahrscheinlich findet) „es würklich eine Art von „Menschen gäbe, welche, von Alters her in „die Wälder zerstreut, keine Gelegenheit ihre „virtuellen Fähigkeiten zu entwickeln gehabt, „keinen Grad von Vollkommenheit erworben „hätten, und sich, mit einem Wort, noch „würklich in dem primitiven Stande der „Natur befänden?“ —

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdige Menschen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern von Mayomba in der africanischen Provinz Loango, und im Königreiche Congo, welches nach Dappers Bericht voll von Waldmenschen ist, — die allem Ansehen nach die nehmliche Art von Geschöpfen sind, welche überhaupt in Africa

Pongos

Pongos oder Quojas = Morros, und in Ost = Indien Oran = Utang genennt werden.

Diese Geschöpfe sind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Größe eines Menschen, aber viel dicker, und so stark, „daß zehen Negern nicht genung wären, um „einen davon lebendig zu fangen." Sie gehen auf zween Beinen, bedienen sich der Hände wie wir, sind proportionierlich gestaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit schwarzen Haaren bedeckt. Ihre Gesichtsbildung ist von der Negern ihrer nicht gar sehr verschieden, außer „daß ihnen die Augen tief im Kopfe „liegen, und daß ihre Miene etwas wildes und „gräßliches hat."

Ihre Weibchen haben eine volle Brust, — wiewohl nicht ganz so gewölbt, und vermuthlich auch nicht so weiß als die schönen Ober-Walliserinnen, deren unschuldige Dienstfertigkeit dem Philosophen St. Preux so beschwer-

lich

lich war. *) — Diese Thiere sind sehr böse, wenn man ihnen zu nahe kömmt, und so launisch, daß sie nicht einmal leiden können, wenn man ihnen ins Gesichte sieht. Indessen sind sie doch große Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Negern, — (ein Umstand, aus welchem Herr R. hätte folgern können, daß sie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigene Weibchen muß doch wohl jede Negerinn eine Venus seyn) — und die besagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über diesen Punct von ihnen. Man sieht sie truppenweise in den Wäldern ziehen, und dann sind die reisenden Schwarzen des Lebens nicht vor ihnen sicher; ob sie gleich keine andre Waffen führen, als ihre Fäuste, oder einen Prügel. — Sie fressen kein Fleisch, sondern nähren sich — (wie andre Affen auch) — bloß von Früchten und wilden

*) Nouv. Heloise Tom. I. p. 71.

wilden Nüssen. Sie pflegen sich um die Feuer, welche die Negern, wenn sie durch die Wälder reisen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu versammeln, und gehen nicht eher vom Platze, bis das Feuer erloschen ist; „ohne den Verstand zu haben, (sagt Battel) Holz oder Reiser herbeyzutragen, um es zu unterhalten.“ *)

Barbot, welcher in seiner Beschreibung von Guinea dieser Geschöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, welche in Sierra Leona den Nahmen Barrys führen. Diese Barrys lernen, wenn sie jung gefangen werden, auf zwey Beinen gehen, und werden gebraucht, Korn zu stampfen, Wasser zu tragen, und den Bratspieß zu wenden. Die Negern lassen sich nicht ausreden, daß diese Paviane so gut reden könnten, als sie selbst, wenn

*) Allgem. Beschreib. der Reisen rc. im III. Th. S. 264. 280. 320. rc.

wenn sie nur wollten; aber sie wollen nicht, sagen sie, aus Furcht, man möchte sie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich sehe nicht, warum Herr R., der so eifrig ist, die Grenzen der Menschheit bis auf die Pongos auszudehnen, diese ehrlichen Barrys vorbeygeht, welche in Ansehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben scheinen.

Und was hindert uns, aus ähnlichen Gründen, auch die großen Affen an der Sanaga, von denen Le Maire in seiner Reise nach den canarischen Inseln spricht, den Rousseauischen Menschen beyzugesellen? Sie thun sich truppenweise zusammen, wenn sie auf die Nahrung ausgehen, und unterdessen, daß die übrigen Beute machen, steht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nehmliche

liche Weise auf dem Rücken, wie die Negern=weiber die ihrigen, und bezeugen eine Zärtlichkeit für sie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewissen Kräutern, welche sie erst käuen, und dann auf die Wunde legen.

„Wer weiß wie viel andre Züge von Witz, Empfindung, Geselligkeit, und Perfectibilität an diesen Geschöpfen noch zu entdecken wären, wenn sie — von Leuten, welche alles sehen was sie sehen wollen, — von Philosophen, beobachtet würden?“

Doch Herr R. scheint sich zu begnügen, einen neuen Zweig des menschlichen Stammes in dem Orang=Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

Indessen können wir nicht bergen, daß die Gründe, um deren willen er uns diese Ehre erweiset, vieles, wo nicht das Ganze, von ihrer Stärke verliehren, so bald man

das

das Interesse nicht dabey hat, das den Erfinder einer neuen Hypothese begierig macht, Phänomene zu Bestätigung derselben aufzutreiben.

Die Nachrichten, spricht er, welche Battel, Purchaß und Dapper von ihnen geben, beweisen, daß diese Herren keine guten Beobachter waren; sie machen falsche Schlüsse; man merkt, daß ihnen nur nicht in den Sinn gekommen ist, daß diese edeln Geschöpfe etwas bessers als Affen seyn könnten. —

Alles wahr, aber was gewinnen die Pongos dabey?

Unsre Reisebeschreiber (fährt Herr R. sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt, diese Creaturen, welche von den Alten unter dem Nahmen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden, zu Thieren herabzuwürdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind; —

„denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beyden Extremis in der Mitte.“

Es gäbe ein gutes Mittel, meynt er, wodurch auch die dümmsten Beobachter sich bis zur Demonstration überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und seine Brüder zur menschlichen Gattung gehörten oder nicht. — Was für ein Mittel mag das seyn? — Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt sich hierüber deutlich zu erklären; — eine Scrupulosität, welche an einem Philosophen, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben scheinen möchte; — indessen giebt er doch genugsam zu verstehen, daß man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negernmädchen anlegen müßte, um zu sehen, was daraus würde. —

Der Gedanke ist der simpelste von der Welt, und wir bedauren nur, daß er, wie Herr R. selbst bemerkt, nicht practicabel

ist; — zwar nicht eben um des abermaligen Scrupels willen, der unserm Philosophen hier aufstößt; sondern hauptsächlich des beschwehrlichen Umstandes wegen, weil diese Pongos, seine Protegierten, die brutalste Art von Liebhabern sind, die man sich einbilden kann. Nach den Erzählungen der Negern hätte sich der Fall, den Herr R. andeutet, schon oft zutragen sollen. Aber unglücklicher Weise ist noch keine einzige Negerin, welche in ihre Hände fiel, aus ihren Umarmungen mit dem Leben davongekommen. — Und so ist freylich das Project einer Colonie nicht practicabel.

Inzwischen, und bis man durch genauere Beobachtungen in den Stand gesetzt seyn werde, den Pavianen in Loango, Congo, Borneo und Java Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, glaubt Herr R. wenigstens eben so viel Grund zu haben, über diesen Artikel sich an

den Capuziner Merolla, — „einen gelehrten Religiosen, welcher in dieser Sache ein Augenzeuge, und bey aller seiner Naivität dennoch ein Mann von feinem Verstande gewesen sey" — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaß, und andre Compilatoren.

Und was sagt denn Merolla, auf dessen Zeugniß nun die ganze Sache beruhet?

Merolla sagt: die Schwarzen fiengen zuweilen auf ihren Jagden *wilde Männer und Weiber* — das ist alles was ihn Herr R. sagen läßt, und das ist wenig. Er hätte hinzusetzen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewissen Leonard gehört, ein gewisser Capuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem Portugiesischen Statthalter zu Loanda ein Geschenke gemacht habe; — und das ist auch nicht viel mehr als gar nichts. Alles, was

wir zur Sache dienliches daraus nehmen können, ist, „daß die Einwohner zu Borneo und die Negern eine gewisse Art von Affen wilde Männer nennen" und dies sagen zehen andre Reisebeschreiber, Batteln, Dappern und Purchassen mit eingerechnet, auch.

Ich würde mich bey dieser Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein stärkeres Beyspiel wüßte, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypothese thun kann."

Herr R. glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Existenz seines wilden Menschen gebrauchen zu können. Auf einmal geht in seiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidianischen weit hinter sich zurücke läßt, und beynahe noch wunderbarer ist, als die Erhebung eines Affen in den Menschenstand. Merolla, der aberglaubigste und einfältigste Mann, der vielleicht jemals einen spitzigen Caputz getragen hat,

wird auf einmal ein gelehrter Mann, und — fidem vostram, Quirites! — ein homme d'esprit. — Ein sehr entscheidendes Beyspiel wird diejenigen, welche sich überwinden können, die untenstehende Erzählung zu lesen, benachrichtigen, was für eine Art von homme d'esprit der ehrliche Merolla war. *) Man

*) Ein gewisser sogenannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Missionarien in dem Africanischen Königreiche **Congo**, hatte nach dem Absterben des Königs **Don Alvarez** einen von den Thron-Prätendenten, Nahmens **Simantamba**, unter betrüglichem Versprechen, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben, und ihm zur Crone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem grössesten Theile seines Gefolges ermorden lassen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieser brachte gleichfalls ein großes Heer auf (sagt **Merolla**, der damals in Congo war) und gieng gerade auf seines Gegners Hauptstadt los. Er fand

10.

Man könnte sich wundern, warum Herr R. — welchem aus einer kleinen Partheylich-

 keit

fand sie leer; alle Einwohner waren davon gelaufen. Seinen Soldaten blieb also kein ander Mittel übrig, den Feinden Abbruch zu thun, als alles aufzuessen, was sie zurückgelassen hatten. Unter andern bemächtigten sie sich auch eines ungewöhnlich großen Hahns, der einen großen eisernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieser Ring kam **einem von den Klügsten** (sagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er versicherte seine Cameraden, der Hahn sey bezaubert, und warnte sie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein diese rohen Leute declarierten ihm, daß sie den Hahn essen würden, und wenn er zehnmal den T.. im Leibe hätte. Der Hahn wurde also erwürgt, zerstückt, und in einem großen Topfe so lange gekocht, bis er fast sehr zersotten war. Hierauf schütteten sie ihn in eine Schüssel, sprachen ihr Tischgebet, (denn es waren so gute Christen als es die neubekehrten Negern zu seyn pflegen) und setzten sich heißhungrig

keit für die Oran-Utangs die schwächsten Zeugnisse und Vermuthungen, die seiner gu-

ten

grig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schüssel greifen wollten, Siehe! da fiengen die gesottenen Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüssel herauszusteigen und sich flugs wieder so gut zusammen zu fügen, als ob sie nie getrennt gewesen wären. Kurz der Hahn stand in wenigen Augenblicken frisch und gesund auf seinen Füssen, gieng etliche mal im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreymal mit den Flügeln, machte ein entsetzliches Getöse, — und verschwand. Ob mit Hinterlassung des gewöhnlichen Wahrzeichens hat der Ehrwürdige Pater vergessen zu berichten. „Jedermann,“ (setzt er, nachdem er diese Geschichte mit aller möglichen Naivität und Ernsthaftigkeit erzählt hat, hinzu) „kann sich leicht einbilden, was für ein „Schrecken die Anwesenden bey diesem Anblick „überfallen mußte, welche unter tausend Ave „Maria vom Platze liefen, und den meisten Um-

ständen

ten Meynung von ihnen günstig sind, wichtig genug scheinen, — einen Umstand von der größesten Wichtigkeit vorbeygegangen, den er in dem nehmlichen Buche, woraus er seine Nachrichten gezogen, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz andrer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieser ist Franz Moore, Factor drr Königl. africanischen Gesellschaft in England, ein Mann von schätzbarem Character, dessen Nachrichten überdies die neuesten sind, welche wir von den Ländern haben, wo der sogenannte wilde Mann angetroffen wird.

„ständen dieser schrecklichen Begebenheit nur von „ferne zusahen. Sie schrieben ihre Erhaltung „lediglich dem Gebete zu, das sie vor Tische ge„sprochen hatten, sonst wären sie gewiß alle „umgekommen, oder vom Teufel besessen wor„den.“ Soviel der P. Merolla. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten! einen homme d'esprit!

Er erzählt, als er den 6ten April 1735. unweit der Factorey zu Joar spatzieren gegangen, hätte er von einem Thiere, dessen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Pavians ziemlich gleich gesehen, und mit Haaren eines Zolles lang bedeckt, hingegen so dick als eines Mannes seiner gewesen sey. Er hätte einige Negern darüber befragt, und von ihnen vernommen: „es wäre der Fuß von ei„nem Thiere, welches sie in ihrer Sprache den „wilden Mann nennten; es gäbe deren viele „in diesem Lande (nehmlich, um den Fluß „Gambra) sie würden aber selten gefunden, „sie wären so geschlank als ein Mensch, gien„gen eben so wie wir auf zwey Beinen, und „bedienten sich einer Art von Sprache."

Dieses letzte wäre, wofern es damit seine Richtigkeit hätte, ein Umstand, der uns über

unsre

unsre Verwandtschaft mit diesen Geschöpfen wenig Zweifel übrig ließe. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon sagen, als was er von einigen Negern gehört; und was sie ihm davon sagten, (und vermuthlich alles was sie ihm sagen konnten) ist zu unbestimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben schon aus dem Barbot angeführt, daß die Negern in Sierra Leona von den Barrys das nehmliche glaubten; und alles mit einander verglichen, ist sehr wahrscheinlich, daß diese Barrys zu eben derselben Gattung gehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongos, und die zu Borneo Orang-Utang nennen. Die Sprache, welche die Negern diesen Affen zuschreiben, scheint sich mehr auf Schlüsse als auf Beobachtung zu gründen; und so gerne wir besagten Negern glauben wollen, wenn sie von dem reden, was sie sehen oder hören; (in so fern es nur eini-

germaßen glaublich ist) so billig ist das Mißtrauen, das wir in ihre Schlüsse setzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen diesen verworrenen, und zu Festsetzung eines sichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugnissen haben mag, so scheint doch so viel gewiß zu seyn, daß wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugsamer moralischen Gewißheit behaupten zu können, daß diese Menschenähnliche Affen keine Menschen sind. Wären sie es, warum sollten sie sich nicht schon längst zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum sollte ein junger Oran-Utang, dergleichen schon einige gefangen worden sind, unter policierten Menschen nicht eben die Progressen machen, die ein junger Caraibe oder Hottentotte macht, wenn er auf Europäische Art erzogen wird?

Doch

Doch genung, und vielleicht schon zu viel von Hypothesen, welche man an jedem minder ernsthaften Manne als Herr R. ist, für Ironie halten müßte.

II.

Die Theorie des Philosophen Jean-Jaques, so wenig Ehre sie der Menschheit macht, ist doch am Ende weiter nichts als lächerlich; aber diejenige, welche uns Swift in Güllivers Reisen aufdringen will, ist hassenswürdig. Die Freunde dieses außerordentlichen Mannes — vor dessen Genius sich der unsrige so tief bückt, daß wir es kaum wagen, ihn zu tadeln, so sehr er's auch in diesem Stücke verdient, — möchten seine Yahoos gerne dadurch rechtfertigen, daß sie uns bereden wollen, sie für eine satyrische Erfindung zu halten, wodurch er bloß die Häßlichkeit des Lasters, und die wichtige moralische Wahrheit, daß der Mensch

Mensch dadurch unter das Vieh selbst degradiert werde, in das helleste Licht habe setzen wollen. Aber niemand, der den dritten Theil der Reisen Güllivers mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich eine Sache überreden lassen, welcher der Augenschein auf allen Blättern widerspricht. Swift, dessen eingewurzelter Menschenhaß, außerdem, durch so viele eigene Geständnisse in seinen vertrauten Briefen, nur allzuwohl constatiert ist, scheint nichts angelegeners gehabt zu haben, als seinen Lesern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu lassen, daß die besagte Erfindung aus einem andern Geiste geflossen sey, als dem Haß der menschlichen Natur — einer so unnatürlichen Leidenschaft an einem Menschen, daß Swift vermuthlich, so wie er der erste ist, der einzige bleiben wird, der diesen abscheulichen Triumph über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieser, nicht

mit der zufälligen Verderbniß derselben, hat er es zu thun. Seine Yahoos sind von Natur die übelartigsten, boshaftesten und unflätigsten von allen Thieren; und diese Yahoos sind ihm gerade das, was Rousseau natürliche oder wilde Menschen heißt. Unser ganzer Vorzug vor ihnen besteht darinn, daß wir uns, durch Kunst und mit der Länge der Zeit, einiger Funken von Vernunft bemächtiget haben, die uns aber zu nichts dienen, als unsre natürliche Untugenden zu vergrößern, und sie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat. *)

Rousseau ist also, in Vergleichung mit Swift, noch sehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Sein Mensch ist von Natur ein harmloses gutartiges Thier, wenigstens so gutartig als irgend ein anderes, von der grasfressenden Art; die Gesellschaft allein ist die

*) Voyage to the Houyhnhnms ch. VII.

die Quelle seiner Verderbnisse. Der Swiftische Yahoo hingegen ist das abscheulichste unter allen Ungeheuern, von Natur, und durch Kunst; die letztere vergrößert seine angebohrne Häßlichkeit, indem sie sie schminken will. Rousseau formiert seinen Wilden, indem er so lange von einem Menschen herunter schnitzelt, bis nichts übrig bleibt als das Thier: Swift seinen Yahoo, indem er dem Menschen alles Schöne abstreift, alles Gute bis auf die zartesten Fasern aus seinem Herzen herausreißt, und aus allen möglichen Lastern und Häßlichkeiten, welche er von den verdorbensten unsrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern seltne Phänomene gewesen sind) abstrahiert hat, eine Carricatur zusammen setzt, deren Existenz, wenn sie erwiesen werden könnte, ein unüberwindliches Argument gegen das Daseyn Gottes wäre. Rousseau will uns überreden, zu den

Thieren in den Wald zu gehen, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, daß er uns dadurch glücklich machen würde; Swift macht uns zu Scheusalen, deren sich die Natur schämt, die der Abscheu der ganzen Schöpfung sind, die sich selbst eines in dem andern verabscheuen, — und wenn er eine menschenfreundliche Absicht dabey gehabt hat, — nun, wahrlich, so hat er ein Mittel dazu gewählt, wobey es unmöglich war, seinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch, es kann keine Frage seyn, was seine Absicht war. Seinen Spleen, seinen von vielen Jahren her gesammelten vatinianischen Haß gegen seine Landesleute, und besonders gegen die Hofparthey unter Georg dem Ersten auszulassen, und auf einmal für tausend würkliche und eingebildete Beleidigungen sich zu rächen, das war seine Absicht; aber nur

 ein

ein Herz wie das seinige war fähig, diese Rache an der menschlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicher Weise für ihn selbst hat er dieser unwürdigen Leidenschaft nicht Genüge thun können, ohne seinem eigenen Nachruhm mit dem nehmlichen Streiche, den er auf seine ganze Gattung führt, eine tödliche Wunde benzubringen. Er mußte ungerecht gegen seine Mitmenschen, und blasphem gegen die Natur werden, um ein Geschöpfe, an dem, bey allen seinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne so viel liebenswürdiges sieht, zu einem so monstrosen Mittelding von Affe und Teufel umzuschaffen; er mußte erst alle Proportionen der menschlichen Form zerstören, alle ihre Züge und Lineamenten verzerren, alle die feinen Nüancen verwischen, durch welche die Natur unsre Vollkommenheiten und unsre Mängel, wie ein geschickter Colorist abstechende Farben, mit

einander verbindet, und durch tausend fast unmerkliche Mischungen im Ganzen die reizendste Harmonie zuwegebringt; mit einem Wort, er mußte das schönste Werk der Natur, um einem Yahoo daraus zu machen, verstümmeln, zerkratzen, übersudeln; — und wie hätte er seinen Genie, seinen Witz, seine Kenntnisse, welche vielleicht noch kein Schriftsteller in solchem Maße beysammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn seine Absicht gewesen wäre, sich selbst mitten unter dem menschlichen Geschlecht eine unzerstörbare Schandsäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des Philosophen Jean-Jaques der mindesten Zweydeutigkeit unterworfen wäre, so könnte man sich kaum verwehren, zu denken, er habe eine Swiftische Absicht dabey gehabt, da er seinen primitiven Menschen in den Pongos von Mayomba und Congo gefunden zu haben glaubt. Denn, in

der That, wenn etwas in der Natur seyn soll, das dem Menschenhasser Gulliver eine Idee zu seinen Yahoos geben konnte, so müßten es diese Paviane seyn, von deren Brutalität die Reisebeschreiber aus dem Munde der Negern Beyspiele erzählen, welche sie dieses Nahmens würdig machen. — Aber der ganze Zusammmenhang der Rousseauischen Theorie beweiset, daß er keinen solchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiftischen Huyhnhnm's und Yahoos einzulassen, um dadurch zu beweisen, wie sehr er sich durch beyde an der menschlichen Natur versündiget habe, würde eine würkliche Beleidigung der letztern seyn.

Es bedarf keines mühsamen Beweises gegen Herrn Rousseau, daß die Wilden in Neu-

Holland

Holland nur Embryonen von Menschen sind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu bestimmt ist, ewig Embryo zu bleiben. — Aber es bedarf noch weniger eines Beweises, daß Homer seine Helden, und Plutarch die seinigen, Xenophon seinen Sokrates, seinen Cyrus, und seine Panthea, — und die Phidias, Alcamenes und Apelles der Griechen, ihren Apollon, ihre Venus, ihre Grazien, von keinen Yahoos abcopiert haben.

Indessen konnten wir doch nicht umhin, das Unrecht, welches zween so berühmte Misanthropen, — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens, — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, im Vorbeygehen zu rügen. Denn wir können und wollen nicht länger bergen, daß die Hauptabsicht dieses

Buches ist, uns der Menschheit gegen alle diejenigen anzunehmen, welche ihre wahre Züge verunstalten und mißzeichnen, es sey nun, daß sie den Menschen zu sehr erniedrigen, oder zu sehr erhöhen; und daß wir uns, dieser Absicht zu folge, bemühen werden, so evident, als uns nur immer möglich seyn wird, zu machen:

Daß wir keine Ursache haben, uns verdrießen zu lassen, keine Pongo's, keine platonische Ideen, keine arcadische Schäfer, keine stoische Weisen, keine Feen-Helden, keine Engel, und keine Huyhnhnm's, sondern — Menschen zu seyn; aber daß wir sehr wichtige Ursache haben, unsre Maßregeln gegen alle und jede zu nehmen, welche uns zu etwas besserm oder schlechterm als Menschen machen wollen; —

Daß die Natur Recht daran gethan habe, uns gerade so zu machen, wie wir sind, und daß

es

es ihre Schuld nicht sey, wenn gewisse Leute, — aus einem ihnen selbst unbewußten Fehler ihrer Augen, — tausend Schönheiten in dem vollkommensten der sichtbaren Werke Gottes überschielen, — oder, was nur gar zu ofte begegnet, würkliche Schönheiten für Fehler ansehen; —

Daß ein gut Theil mehr dazu gehöre, die Natur corrigieren zu wollen, als die Eigenschaften, welche einen guten Mönchen, und die Talente, welche einen subtilen Dialektikus, oder einen Phantasie-reichen Schwätzer ausmachen; —

Daß man die besagte Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen, beobachtet, und sehr lange, sehr fleißig, nicht in Systemen, oder verfälschten Urkunden, sondern in der Natur selbst studiert haben müsse, eh man sich anmaßen dürfe, ihre Auswüchse und üppige Schößlinge abschneiden zu wollen; —

Daß Verstümmelungen keine Verbesserungen, gothische Zierrathen keine Verschönerungen seyen; —

Daß eine moralische Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Gestalt und wahre Proportionen der menschlichen Natur unsichtbar werden, wider die allgemeine Gesetze des Schönen eben so gröblich verstoße, als die Vertügaden, Wülste und Halskragen des sechzehnten Jahrhunderts, welche der Figur einer Diana das Ansehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß sie der Tugend, deren Vollwerke sie vielleicht seyn sollten, zu sonderlichem Schutze dienen konnten; —

Daß die Fehler der menschlichen Natur großentheils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt seyen, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben; und daß sie liebenswürdige Schwachheiten habe, welche man ihr lassen soll, weil sie

dienen

dienen können, gewissen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann; —

Daß alle Verderbnisse der Menschheit aus zween Hauptwurzeln entspringen, — der Unterdrückung, und der Ausgelassenheit; — wovon jene Muthlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heucheley, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränksucht, Neid und Grausamkeit, — diese alle Arten von Uеppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatische Schwärmerey, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt; —

Daß die Verderbnisse von der zweyten Classe von selbst wegfallen, wenn denen von der ersten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung, vorgebauet worden ist; aber, daß es ungereimt sey, einigen reellen Nutzen

von den Maßnehmungen zu erwarten, welche man gegen diesen oder jenen Zweig der sittlichen Verderbniß besonders nimmt, so lange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift, oder angreifen darf; das ist, so lange die menschliche Natur unter den Fesseln seufzt, die ihr die Tyrannie in gewissen Jahrhunderten und in gewissen Strichen des Erdbodens angeworfen haben; —

Daß bis dahin alles was die Philosophie, — *es sey nun auf einem* Throne, oder auf einem Lehrstuhl, aus dem Cabinet eines Ministers oder eines Schriftstellers, — zum Besten des menschlichen Geschlechtes, oder eines jeden Volkes, welches noch, mehr oder weniger, die Ketten des Aberglaubens und der willkührlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Palliativen (welche das Uebel nur so lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr

ausbricht)

ausbricht) oder in Zubereitungen besteht, wodurch die Sachen, mit einer klugen Abwechslung von piano und forte, einer gründlichen Verbesserung näher gebracht werden; —

Daß diese gründliche Verbesserung, bey einem jeden Volke, demjenigen Fürsten aufbehalten sey, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genung haben werde, eine Gesetzgebung zu bewerkstelligen, wo die wahren Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staats sind; wo die möglichste Freyheit mit der wenigsten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Interesse hat, als das Interesse des gemeinen Wesens; wo die verschiedenen Stände und Classen der Nation zu ihrer Bestimmung durch die weisesten Institute gebildet werden, und die Gesetze nicht als Gesetze sondern als Gewohnheiten ihre Würkung thun; wo die Religion den großen

Zweck

Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepfleget werden, aber, gleich den Männchen im Bienenstaate, keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend aufzumuntern als zu bezahlen, und dem Laster so gut vorgebauet ist, daß die Gerechtigkeit nur selten strafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fälle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunst, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens den Sitten unnachtheilig, und nicht bloß der Antheil einer kleinen Anzahl privilegierter Glücklichen ist; mit einem Worte, wo dieser letzte Wunsch eines jeden Menschenfreundes FELICITAS PVBLICA nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, sondern in den Gesichtern aller Bürger geschrieben steht: — — eine Gesetzgebung, deren

ren Möglichkeit nur solche läugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt sind, zu ihrer Realisierung mitzuwürken; —

Talia saecla, suis dixerunt, currite, fusis,
Concordes stabili fatorum numine Parcae.

Daß, dieses Befehls der Parzen an ihre Spindeln ungeachtet, keine Hoffnung sey, diese goldne Zeiten, durch einen plötzlichen Fall vom Himmel, oder wie man in den Schulen spricht, per saltum, kommen zu sehen; daß der Anfang der Zubereitungen dazu zwar seit dem funfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in diesen verflossenen dreyhundert Jahren mancher Schritt auf diesem Wege gethan worden; daß es aber vonnöthen sey, die Füße im Fortschreiten etwas weiter aus einander zu setzen, wenn man vor dem nächsten platonischen Jahre beym Ziele zu seyn gesonnen wäre; und daß eine jede Pause uns um etliche Schritte zu-

rück-

rückwerfe, welches niemand unbegreiflich finden wird, der jemals in einem schwerbepackten und schlecht bespannten Wagen einen steilen Berg hinaufgefahren ist; —

Daß also — aber, in der That, es ist Zeit, allen diesen daß ein Ende zu machen. — Der geneigte Leser hat vielleicht, ohne unser Erinnern, bemerkt, daß wir uns selbst keine ganz unerhebliche Arbeit aufgeladen haben. Alles müßte uns betrügen, oder diese Sätze, welche, unsrer demüthigen Meynung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem menschlichen Geschlechte gelegen ist, — sind nicht so allgemein erkannt und angenommen, nicht so sehr κυριαι δοξαι, daß es eine überflüßige Bemühung seyn sollte, sie, durch genauere Entwicklung und Bestimmung, allen denjenigen evident zu machen, welche Augen, zu sehen, haben. Und eben so wenig können wir

uns durch den ewigen refrein gewisser klein-müthiger Seelen abschrecken lassen, welche, bey allen Arbeiten von dieser Art, mit einer vielsagenden Miene und einem ominosen Tone, ausrufen: wozu wird es nützen? Ich wollte in der That lieber Holz hacken, oder — um von der simpelsten aller Künste zu einer der schwersten überzugehen, lieber die Portraits vom ganzen Serail des Sultan Schah-Baham decoupieren — als ein Buch schreiben, das zu nichts nützte. Aber ich bin über diesen Punct ohne Sorge. Ich habe der Sache lange nachgedacht, und — vorausgesetzt, daß ich nicht ohne alle Talente zur Ausführung meines Vorhabens sey — steh ich in der gänzlichen Ueberzeugung, daß diese meine geringe Bemühung mich um eine Gattung von Geschöpfen, die ich so herzlich liebe, einigermaßen verdient zu machen, diesen Zweck zum wenigsten eben so gut erreichen werde, als —

die

die neulich herausgekommene Uebersetzung der Contes de ma Mere l'oye, welche, unter anderm, wegen ihrer vortreflichen Sittenlehre zur Bildung eines edeln Herzens in der Jugend, *) unter dem Titel Historien oder Erzählungen der Mutter Loye von den vergangenen Zeiten, im 1769sten Jahr dieses unsers philosophischen und geschmackvollen Jahrhunderts, in unsre deutsche Mutter- und Heldensprache gedollmetschet worden sind.

*) S. das Avertissement des Verlegers dieses nützlichen Werkes im 195sten Stück der Hamburg. Neu. Zeitung.

Beyträge

Beyträge
zur
Geheimen Geschichte
des menschlichen
Verstandes und Herzens.

Fünftes Buch.

Fünftes Buch.

I.

In der Hoffnung, daß es unsern Lesern nicht zuwider seyn werde, den Philosophen Tlantlaquacapatli wider in ihrem Wege zu finden, — eine Hoffnung, welche sich auf die Sympathie gründet, die ein jeder Autor zwischen sich und seinen Lesern voraussetzt; — desto schlimmer für den Autor, oder für den Leser, oder für beyde, wenn er sich darinn betrügt; denn —

„Gut, Herr Autor; da haben wir Sie auf der That ertappt! Läugnen Sie es nun wenn

wenn sie können, daß Sie ein Nachahmer, ein offenbarer Nachahmer von Tristram Shandy sind! Die Digressionen, die Affectation von wunderlichen Wendungen, die Parenthesen, die, wie die Becher der Taschenspieler, dutzentweise in einander stecken, die vielen Queerstiche, welche der Himmel weiß was bedeuten sollen, und nichts bedeuten, kurz, alles was sich am leichtesten nachahmen läßt, verräth beym ersten Anblick, daß ihr Buch eine Art von Tristram seyn soll; oder vielleicht so ein Ding,

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, &c.

vom Kopfe bis zur Brust, Helvetius, von der Brust bis zum Nabel, Yorick, und vom Nabel bis zum Fischschwanz Montagne, oder Brantome, oder so was! Sehen Sie, daß wir Sie ausfindig gemacht haben? Und wie konnten Sie Sich auch einbilden, daß

Leute, wie wir, so einfältig seyn würden, Sie für ein Original zu halten? —“

Für ein Original? Original vous-même! Lernen Sie, wenn ich bitten darf, daß ein kleiner Unterschied zwischen original seyn, und ein Original seyn ist! — Doch, wir wollen nicht um Worte zanken. In der That, meine Herren, ich fühle das quisque suos patimur manes, und demüthige mich vor ihrem Beobachtungsgeiste; Und um Ihnen zu zeigen, daß ich kein Autor mit einer ehernen Stirne bin, will ich Ihnen, unter uns, gestehen: —

„daß keine Zeile, die ich jemals geschrieben habe oder künftig schreiben werde, weder quoad materiale noch formale, oder (um mich ihrer Lieblings-Phrasen zu bedienen) weder in Erfindung noch Disposition; noch Zeichnung, noch Haltung, noch Ausdruck, noch Farbengebung, noch Licht und Schat-

 ten,

ten, original ist; ja, daß ich nicht einmal Rahmen, Schnitzwerk und Vergoldung für meine eigene Erfindung geben kann."—

Und in ganzem Ernste, —

Wenn die vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde, nebst Sonne, Mond, und Sternen, die Cometen, und ihre Schwänze mitgerechnet, — ferner Bacchus, Ceres, Pales und Pomona, mit allen ihren Subdelegierten, welche mich mit Speise und Trank — und die Gänse, welche mich mit Federspulen versehen, — nicht weniger,

Wenn alle die Götter, Halbgötter, Helden, Könige, Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte, die irrenden und ihre Stallmeister mit eingeschlossen, nebst allen den Philosophen, Rednern, Poeten, Geschichtschreibern, Romanschreibern, Legendenschrei-

schreibern, Zeitungsschreibern, und allen andern Arten von Schreibern in der Welt, sammt allen übrigen Classen, Ständen, Zünften, Innungen, Divisionen und Subdivisionen der Menschen, beyderley Geschlechts, — deren Leben und Thaten, Tugenden und Laster, Systeme, Compilationen, Projecte, Hypothesen, Träume, Reisen zu Wasser und zu Lande, auf dem Pegasus, Onocephalus, Hippogryphen und Steckenpferde, studierte und extemporisierte Werke, Reden, Apophtegmata, Einfälle, Thorheiten, Leidenschaften, Schwachheiten, u. s. w. mir jemals Stoff und Nahrung für das, was einige Leute meinen Geist zu nennen belieben, gegeben haben, — wenn sage ich, alle diese vorspecificierte leblose und belebte, vernünftige und unvernünftige Geschöpfe jeder das Seinige wieder zurückfodern sollten, So muß ich bekennen, daß mein vorbesagter Geist kahler

und nackter dastehen würde, als die weltbekannte Krähe in der Fabel.

Auch, und insonderheit, will ich Ihnen, meine lieben Herren, hiermit unverhalten lassen, daß —

So ferne Sie Sich die Mühe geben wollen, von Homers Batrachomyomachie und den Fröschen des Aristophanes an, bis auf die neulich zum erstenmal publicierte Republik des Diogenes — *alle launische Schriftsteller* (von denen, wie Sie wissen, immer einer den andern nachgeahmt hat) und vom Berosus und Sänchuniathon bis zum Uebersetzer der Erzählungen meiner Mutter Gans, alle Verfasser von Helden- Ritter- Gelehrten- Staats- Liebes- und Wundergeschichten, — nebst einer beträchtlichen Anzahl von sehr ernsthaften Philosophen, Moralisten, Politikern, Rechtsgelehrten, Naturforschern,

Antiquariern, Theosophen, Cabbalisten, Rosenkreuzern, u. s. w. nach meinem demüthigen Beyspiele, durchzulesen, — Sie bey angestellter Vergleichung finden werden,

„daß in meinem ganzen Buche keine Beobachtung, kein factum, keine Gedanke, keine Empfindung, kein Ausdruck, keine Wendung, keine Construction, ja kein Wort, Strich, noch Tüpfelchen ist, welches nicht in irgend einem der bemeldten Schriftsteller, — und vermuthlich auch in der ungeheuren Menge von Schriftstellern majorum und minorum gentium, die ich nicht gelesen, noch jemals mit Augen gesehen habe, — explicite oder implicite, actualiter oder virtualiter, hundert- tausend- ja millionenmal anzutreffen wäre;“

Also, und dergestalt, daß ich allerdings fast eitel, unbesonnen und lächerlich wäre, wenn ich mir schmeicheln wollte, etwas so

kluges oder ungereimtes sagen zu können, welches noch von niemand vor mir, wenigstens von einem aus Ihrem Mittel, gesagt worden wäre. —

Lassen Sie mich einen Augenblick zu Athem kommen; ich gestehe Ihnen, daß mir diese beyden Perioden sauer geworden sind. —

Und nun, traute Herren und Freunde, sollte dieses mein offenherziges Geständniß nicht vermögend seyn, mir bey Ihnen so viel Gunst zu erwerben, daß Sie mich als einen reum confessum, mit fernern Vorwürfen, der besagten Nachahmung halben, verschonen wollten: So bliebe mir nichts anders übrig, als — meinen Weg fortzuschlendern, und weder mehr noch weniger zu thun, als ob gar nichts zwischen Ihnen und mir vorgegangen wäre.

Aber, — eh ichs vergesse — wollten Sie nicht von der Güte seyn, und uns mit ihrer

besten Gelegenheit erklären, woher es wohl kommen möge, daß dieser nehmliche Vorwurf der Nachahmung und Nichtoriginalität den Virgilen, Horatzen, Boileauen, Racinen, Popen, u. s. w. von den Baven und Carbilen, und Pantilen, und Perilen, Cotinen, Pradonen, Dennissen und Cibbern ihrer Zeit auch gemacht worden ist?

2.

In der vorbesagten Hoffnung also setze ich die Auszüge aus dem Werke des mexicanischen Philosophen Tlantlaquacapatli, fort, womit ich die Leser zu Anfang dieses Werkes zu unterhalten gesucht habe.

Ich nenne ihn einen Philosophen, ungeachtet er (wie ich theuer versichern kann) weder ein Platonist, noch Peripatetiker noch Stoiker, noch Averroist, noch Chaldäer, noch Manichäer, weder ein Thomist, noch Scotist,

noch Occamist, noch Ramist, weder ein Cartesianer, noch Poiretianer, noch Leibnizianer, noch Newtonianer, noch Wolfianer, noch Crusianer, — sondern in der That nichts als Tlantlaquacapatli, des Mixquitlipicotsohoitls Sohn, und Rath des Kaysers Motezuma des ersten, war; wiewohl die Geschichte versichert, daß sich dieser Prinz seines Raths in seinem ganzen Leben nur ein einzigesmal bedient habe. Bey welcher Veranlaßung dieses geschehen sey, muß ich (um nicht wider Willen in eine abermalige Digression zu gerathen) auf die erste Gelegenheit versparen, wo ich von der Kunst handeln werde, großen Uebeln durch kleine Hausmittelchen zu begegnen.

Ich sage also, — ich nenne ihn einen Philosophen, gerade darum, weil er weder ein iker, noch ist, noch äer, noch aner, sondern er selbst war; ein Mann, der weder durch Brillen, noch irgend eine andre Art von Gläsern, son-

dern

dern aus seinen eigenen Augen sah, weder über alles lachte, noch über alles weinte, von Spleen und Hypochonder frey, und in Absicht der Damen weder ein Devirgineur noch ein Combab war, und daher in der Liebe immer das Mittel zwischen der Platonischen und Büffonischen hielt; überhaupt die Menschen liebte ohne sie hochzuachten; viel beobachtete, und selten decidierte; und überdies die wenig gewöhnliche Gabe hatte, gleich gut in der Nähe und in die Ferne zu sehen.

Wenn diese Züge nicht hinlänglich sind, mich zu entschuldigen, daß ich ihn einen Philosophen nenne, so bitte ich die aner, iker, äer und isten demüthig um Vergebung, und verspreche ihnen, daß ich auf einen andern Nahmen für die Leute seines gleichen, die so wenig mit ihnen ähnlich haben, denken will.

3.

Koxkox und Kikequetzal, die Stammeltern der Mexicaner, waren nun ein Paar, oder richtiger zu reden, machten nun ein Ganzes aus, welches aus zwoen Hälften bestund, die von dem Augenblick an, da sie sich gefunden hatten, sich so wohl bey einander befanden, daß nichts als eine überlegene Gewalt fähig gewesen wäre, sie wieder von einander zu reißen.

Sie hatten einander nie zuvor gesehen; —

Koxkox wußte so wenig was ein Mädchen, als Kikequetzal was ein Knabe war; —

Sie stammten aus zwoen verschiedenen Völkerschaften ab, welche keine Gemeinschaft mit einander gehabt hatten: Sogar ihre Sprache war so verschieden, daß sie einander kein Wort verstehen konnten; —

Es ist also offenbar, daß sie nichts dazu beytragen konnten, einander so liebzuhaben. Die Natur hatte alles gethan. Die

Die Art, wie sie einander ihre Empfindungen ausdrückten, war beyden so angenehm, daß sie nicht aufhören konnten, bis sie — mußten. Auch dies war Natur, sagt Tlantlaquacapatli.

Ein süßer Schlaf überraschte den ehrlichen Koxkox in den Armen der zärtlichen Kikequetzal. Sie schliefen bis der Morgengesang der Vögel sie weckte. Und da giengen die Liebkosungen von neuem an, bis sie es müde wurden. Pure Natur, ruft Tlantlaquacapatli aus!

Nun sahen sie einander mit so vergnügten Augen an, waren einander so herzlich gewogen, drückten jedes sein Gesicht mit so vieler Empfindung wechselsweise an des andern Brust, daß sogar ein Teufel, der ihnen zugesehen hätte, sich nicht hätte erwehren können, Vergnügen darüber zu haben, — sagt Tlantlaquacapatli.

Sie fiengen beyde an zu hungern. Aber Koxkox war noch immer nicht recht bey sich selbst; er tanzte um das Mädchen herum, sang, und jauchzte, machte Burzelbäume, und that zwanzig andre Dinge vor Freude, die nicht klüger waren, als was Don Quixotte, auf dem schwarzen Gebürge, aus Traurigkeit that.

Das Mädchen fühlte kaum, daß sie hungerte, als sie dachte, es werde dem guten Koxkox auch so seyn. Sie hüpfte davon, suchte Früchte, pflückte Blumen, flog wieder zurück, steckte die Blumen in des Jünglings lockichtes Haar, suchte die schönsten Früchte aus, und reichte sie ihm mit einem so lieblichen Lächeln und mit so reizendem Anstand hin, — wie Hebe ihrem Herkules die Schale voll Nectar reicht, — würde mein Philosoph gesagt haben, wenn er ein Poet und ein Grieche gewesen wäre. Allein da er ein Mexicaner

und kein Poet war, sagte er die Sache ohne Bild, geradezu; aber mit einer Stärke und Proprietät des Ausdrucks, die ich nicht in unsre Sprache überzutragen vermag; — wiewohl ich gestehe, daß die Schuld eben so leicht an mir als an unsrer Sprache seyn kann.

Meine schönen Leserinnen werden empfunden haben, was für ein Compliment ihnen Tlantlaquacapatli durch den angeführten Umstand macht. — Doch, ich denke nicht, daß es ein Compliment seyn sollte; es ist würklich bloße Wahrheit, und einer von den Zügen, welche beweisen, wie gut er die Natur gekannt hat.

Koxkox besann sich nun, daß er eine Grotte hatte, um welche ein kleiner Wald von fruchtbaren Bäumen und Gewächsen einen halben Mond zog. Er führte seine Geliebte dahin. Wie reizend däucht' ihm itzt

dieser Ort, da er ihn an ihrem Arm betrat! Er fühlte sich kaum vor Freude. Alle Augenblicke überhäufte er sie mit neuen Liebesbezeugungen; und so schlüpfte den Glücklichen ein Tag nach dem andern vorbey.

Diese Blühte von Glückseligkeit daurte — so lange sie konnte, sagt unser Autor. Es war, nachdem sie etliche Wochen beysammen gewesen waren, unmöglich, daß ihnen noch eben so hätte zumuthe seyn sollen, wie damals, da sie sich zum erstenmal sahen.

Die Freude des Jünglings wurde gelaßner; er konnte sich wieder mit etwas anderm als seinem Mädchen beschäfftigen; er schwatzte sogar wieder mit seinem Papagayen: ja, unser Autor sagt, daß es Tage gegeben habe, wo er vonnöthen gehabt, durch die sanften Liebkosungen seiner jungen Freundinn aus dieser Indolenz erweckt zu werden, in welche unsre Seele zu fallen

pflegt,

pflegt, wenn wir nicht wissen, was wir mit uns selbst machen sollen.

Alles dies ist in der Natur, sagt Tlantlaquacapatli. Sie liebten sich darum nicht weniger herzlich, weil diese Trunkenheit der ersten Liebe und des ersten Genusses aufgehört hatte. Ihre Liebe zog sich nach und nach aus den Sinnen in das Herz zurück. Das blosse Vergnügen bey einander zu seyn, sich anzusehen, oder Hand in Hand durch Hayne und Gefilde zu irren, war ihnen für ganze Tage genung. Unvermerkt konnten sie auch kleine Entfernungen ertragen; die Freude, wenn sie sich wiederfanden, hielt sie schadloß: sie hatte etwas von dem Entzücken des Augenblicks, da sie sich zum erstenmal fanden; ihre Umarmungen waren desto feuriger, je länger die Abwesenheit gedaurt hatte. — Aber daß sie sich aus diesen Erfahrungen die allgemeinen Regeln hätten abstrahieren sollen,

welche St. Evremond und Ninon den Liebenden geben: das war ihre Sache noch nicht. Die Natur, der Instinct, das Herz that alles bey ihnen; die Vernunft beynahe nichts.

Aus dieser Sympathie ihrer Sinnen und Herzen, aus der unvergeßlichen Erinnerung, wie glücklich sie einander gemacht hatten, aus dem Vergnügen welches sie noch immer eines im andern fanden, aus der Gewohnheit mit einander zu leben, und sich wechselsweise Hülfe zu leisten, — formierte sich, (sagt unser Philosoph) die Identification, welche macht, daß wir den geliebten Gegenstand, als einen wesentlichen Theil von uns selbst, eben so herzlich, aber auch eben so ruhig, und mechanisch lieben als uns selbst, und „daß es uns eben so unmöglich wird, uns ohne diesen geliebten Gegenstand, als ohne uns selbst, zu denken." Ein Zustand, der

in gewissem Sinn der höchste Grad der Liebe ist, aber natürlicher Weise, auch eine gewisse Unvollkommenheit mit sich führt, deren wahre Quelle gemeiniglich mißkannt wird; — nehmlich, daß es in diesem Zustande eben so leicht wird über einem neuen Gegenstande den alten zu vergessen, als wir bey jedem lebhaftern Eindruck äusserlicher Objecte uns selbst zu vergessen pflegen, — so lieb wir uns auch haben.

4.

Wir übergehen verschiedne kleine Particularitäten, aus dem einsamen Leben dieses ersten mexicanischen Paars, über welche sich Tlantlaquacapatli nach seiner Gewohnheit weitläuffig ausbreitet, — weil er für Mexicaner schrieb, — um uns bey einem Umstande zu verweilen, der uns weniger unerheblich scheint.

Unser Philosoph hat, wie alle Leute, die mit ihrem eigenen Kopfe denken, zuweilen sonderbare und etwas seltsame Meynungen. Uns däucht es ist eine davon, wenn er die Frage aufwirft: Ob es für die Menschen nicht besser gewesen wäre ohne eine künstliche, aus articulierten Tönen zusammengesetzte Sprache zu bleiben? Es ist wahr, er behauptet den bejahenden Satz nicht schlechterdings; jedoch scheint er sich ziemlich stark auf diese Seite zu neigen, indem er aller seiner Wohlredenheit aufbeut, um uns die Glückseligkeit anzupreisen, worinn die Stammelten seiner Nation etliche Jahre mit einander gelebt hätten, ohne sich einer andern Sprache als der allgemeinen Sprache der Natur, gegen einander zu bedienen.

Anfangs schien mir das Factum selbst, worauf er sich beziehet, verdächtig zu seyn. Allein bey mehrerem Nachdenken glaubte ich

nicht

nicht nur die Möglichkeit davon, sondern auch die Wahrscheinlichkeit ganz deutlich einzusehen.

Sie hatten, däuchte mir keine künstliche und conventionelle Sprache vonnöthen, weder um einander ihre Begriffe, noch ihre Empfindungen mitzutheilen.

Ich raisonnierte — oder deraisonnierte — entscheidet selbst, meine Leser — folgender Gestalt:

Wenn wir von unsern ausgebildeten Sprachen alles dasjenige abzögen, was Dinge oder Begriffe bezeichnet, wovon sich Koxkox und Kikequetzal und jedes andre Paar, das sich jemals in ihren Umständen befunden hat, nichts träumen lassen konnten, alle Wörter und Redensarten, welche sich auf unsre häusliche und bürgerliche Einrichtung, auf unsre Gesetze, Policey, Gebräuche und Sitten, auf unsre Künste und Wissenschaften,

und auf unzählliche Bedürfnisse, welche der rohen Natur fremde sind, beziehen: So würde der Ueberrest eine so arme Sprache ausmachen, als irgend ein wildes Völckchen in der wildesten Insel des Südmeers haben kann.

Aber auch diese arme Sprache wäre noch mehr als die ersten Mexicaner schlechterdings vonnöthen hatten. Sie würde schwehrlich andre Wörter haben, als für Gegenstände, welche man einander eben so gut zeigen, und für Empfindungen, welche man in der Sprache der Natur eben so gut oder noch besser ausdrücken kann.

Eine künstlichere Sprache würde ihnen gerade so viel genützt haben, als gemünztes Geld. Was sollten sie mit Zeichen anfangen, eh sie Ideen hatten, und wie sollten sie Ideen von Dingen haben, deren Beziehung auf ihre Erhaltung und Glückseligkeit ihnen noch

unbe-

unbekannt war. Mit so wenigen Bedürfnissen als sie hatten, und in einer Lage, wo die Natur alles für sie that, konnten sie sich gänzlich den angenehmen Rührungen ihrer Sinnen, dem süßen Gefühl ihres Daseyns, und den Ergiessungen ihres Herzens überlassen, ohne daß ihnen einfiel, ihre Empfindungen zu zergliedern, den Ursachen derselben nachzuforschen, oder sie mit Nahmen belegen zu wollen. Ihre Tage flossen ungezählt und ungemessen in dieser seligen Indolenz dahin, welche der menschlichen Natur so angenehm ist, daß ihr würklicher Genuß das höchste Gut der Wilden, und der letzte Zweck der unruhigen und mühvollen Bestrebungen des größesten Theils aller übrigen Menschen ist, welche, von einer betrüglichen Hoffnung im Lauf erhalten, immer diesem eingebildeten Gute nachjagen, ohne daß die wenigsten von ihnen es jemals erreichen können.

5.

Die Philosophen, welche der menschlichen Seele einen immer regen Trieb und angebohrnen unersättlichen Hunger nach Ideen zuschreiben, haben die Natur vielleicht nicht genung in ihr selbst, oder doch nicht ohne vorgefaßte Meynungen studiert. Wenn es so wäre wie sie sagen, warum fänden wir so wenig Begierde ihre Kenntniß zu vermehren oder aufzuklären, bey den unzählichen Völkern, welche noch unter dem Nahmen der Wilden und Barbaren den größesten Theil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieser heftige Wissenstrieb, selbst unter gesitteten Nationen, nur der Antheil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders als durch einen Zusammenfluß besonderer Umstände erregt und unterhalten wird? Mir däucht, diejenige, die sich, dieses angeblichen Grundtriebes wegen, auf Wahrnehmungen

an Kindern berufen, vermengen eine Activität, deren Grund lediglich in der Organisation des Körpers liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele seyn soll, und die Begierde nach angenehmen sinnlichen Eindrücken, mit dem Verlangen nach, Ideen, welches zwey sehr verschiedene Dinge zu seyn scheinen. Besondere seltene Instanzen, die hievon eine Ausnahme machen, oder zu machen scheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungssatz, der sich auf unzählicbe einstimmige Wahrnehmungen gründet. Die Menschen genossen Jahrtausende lang die Früchte der Stauden und Bäume, eh es einem von ihnen einfiel, Pflanzen zu zergliedern, und zu untersuchen, was die Vegetation sey; und wie viele Veranlassungen, Bemerkungen und Untersuchungen mußten vorhergehen, bis es auch dem speculativsten Kopfe unter ihnen einfallen konnte? Selbst nachdem unter scharf-

sinnigern

sinnigern Völkern die Philosophie auf dergleichen Gegenstände ausgedehnt wurde, wie lange behalf man sich nicht mit willkührlichen Begriffen und kindischen Hypothesen? — weil es bequemer war, schimärische Welten in seinem Cabinette nach selbsterfundenen Gesetzen zu bauen, als mühsame und langwierige Betrachtungen anzustellen, um zu erfahren nach welchen Gesetzen die würkliche Welt gebaut sey. — Das System der Menschheit hat die seinigen, wie jedes andere Particular-System in der Natur. Eines davon scheint zu seyn, daß nichts als Bedürfniß oder Leidenschaft den Menschen zwingen kann, aus diesem müssigen Zustande herauszugehen, worinn er, ohne irgend eine Anstrengung seiner selbst, seine Sinnen den äußern Eindrücken und seine Seele dem launischen Vergnügen von einer Phantasie zur andern ohne Ordnung und Absicht herumzuirren, oder beydes — dem Schäferglück,

An Chloens Brust von Nichtsthun aus-
zuruhn,

überlassen kann; — es wäre dann, daß durch einen Concurs besonderer Umstände, (wobey jedoch Bedürfniß oder Leidenschaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechanische Gewohnheit, unsern Geist auf eine regel- und zweckmäßige Art zu beschäfftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Zufall, der sich außer der bürgerlichen Gesellschaft nicht wohl denken läßt. Denn nur in dieser, wo die Erwerbung nützlicher oder interessanter Kenntnisse und Geschicklichkeiten ein Verdienst ist, welches, ordentlicher Weise, zu Glück oder Ansehen oder beydem führt, wecken die Leidenschaften den schlummernden Wissenstrieb; — und wie sollten in einem Stande, wo die Natur selbst den wenigen Bedürfnissen noch unentwickelter Menschen zuvorkommt, diese Bedürfnisse ihn erwecken?

Von

Von dieser Seite war also, wie mir dáuchte, kein Grund, warum unsre ersten Mexicaner eine Sprache vonnöthen gehabt haben sollten.

6.

Aber vielleicht hatten sie derselben zum Ausdruck ihrer Empfindungen vonnöthen?

Ich denke, nein; es wáre denn, daß wir uns den ehrlichen Koxkox wie einen romantischen Seladon zu den Füssen seiner Astrda liegend vorstellen wollten, wie er ihr in einer süßen nonsensicalischen Sprache quintessenziirte Empfindungen vorschwatzt, bey denen er wahrscheinlicher Weise nicht mehr denkt als sie davon versteht; welches, wofern die Natur sich nicht auf eine oder andere Art ins Spiel einmischte, ungefehr der albernste Zeitvertreib wáre, den man sich im Stande der Natur, oder in irgend einem

Stande

Stande von der Welt, nur immer einbilden könnte.

Die Empfindungen bey unserm ersten mexicanischen Paare mußten etwas ganz anders seyn, eine ganz andre Wahrheit und Stärke haben, als diejenige womit man zu unsern Zeiten, in einem Stande der sich so weit vom Natürlichen entfernt hat, so viel Geräusche zu machen pflegt. Solche Empfindungen, wie sie hatten, auszudrücken, ist nur die Sprache der Natur fähig; diese allgemeine Sprache, die, von keinem Grammatiker gelehrt, aber von allen Menschen verstanden wird, und, in Sachen, wo es allein auf die Mittheilung unsrer Empfindungen und Begierden ankommt, weniger der Mißdeutung unterworfen ist, als die vollkommenste Wörtersprache von der Welt.

Diejenige, welche diese allgemeine Sprache, diesen beynahe unmittelbaren Ausdruck

der Gemüthsbewegungen in den Augen, in den Gesichtszügen und Gebehrden, entweder in der Natur selbst, oder in den Wundern der Pantomimik studiert haben, wissen, in welcher bewundernswürdiger Vollkommenheit das Angesicht und überhaupt der ganze Körper des Menschen zu dieser Absicht organisiert ist. Wievtel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Gesichts, ein Blick, ein air de tête sagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher Feinheit und Geschmeidigkeit werden dadurch auch die subtilsten Züge der Empfindungen, ihre verlohrensten Nüancen, ihre leisesten Uebergänge und geheimeste Verwandtschaften sichtbar! Durch sie, und durch sie allein, können Seelen sich, wie unmitelbar, mit Seelen besprechen, einander berühren, durchdringen, begeistern, und mit stürmischer Gewalt dahinreißen. Durch sie bringt

der Redner oft in einem Augenblicke Würkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialektik und Beredsamkeit mit den ausgesuchtesten Worten nicht zuwege gebracht hätte; und mit ihrem Beystande hat der theatralische Dichter (wie Diderot durch Gründe und Beyspiele gezeigt hat) in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Sylben vonnöthen, um bey den Zuschauern die gewaltigsten Erschütterungen hervorzubringen. Kurz, diese Sprache der Natur ist die wahre Sprache des Herzens; und diesemnach sehe ich nicht, warum unsre jungen Mexikaner, im Anfang ihrer Bekanntschaft wenigstens, eine andre nöthig gehabt haben sollten, um einander Empfindungen mitzutheilen, an welchen Kunst und Raffinement so wenig Antheil hatten.

Mit einem ganzen Volke hat es freylich eine andere Bewandtniß. Denn, ungeach-

tet aller Ungemächlichkeiten, Zweydeutigkeiten, Mißverständnisse, Irthümer, Wortkriege, u. s. w. welche mit einer aus willkührlichen Zeichen bestehenden Sprache unvermeidlich verbunden sind, und es desto mehr sind, je reicher, biegsamer und verfeinerter sie ist, — scheint doch nichts gewisser zu seyn, als daß ein ganzes Volk von solchen natürlichen Pantomimen alle diese Ungelegenheiten in einem viel höhern Grade erfahren, und gar bald gezwungen seyn würde, auf ein bequemeres Mittel einer gegenseitigen Gemeinschaft zu verfallen. Auch bey der einfältigsten Lebensart lassen sich hundert Fälle denken, wo es nicht darauf ankömmt mit dem Herzen des andern zu reden, sondern mit seinem Kopfe, und wo dasjenige, was man ihm zu sagen hat, durch Gebehrden entweder gar nicht oder nur auf eine zweydeutige und mühsame Art zu verstehen gegeben werden kann.

Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daß Koxkox selbst, nachdem die Trunkenheit der ersten Liebe vorbey war, sich die Mühe gegeben haben werde, seine Freundinn in seiner Muttersprache zu unterrichten; und daß diese Sprache, durch die vereinigten Bemühungen des Jünglings, des Mädchens und des Papagayen, nach und nach immer reicher und vollkommner geworden sey.

Die große Schwierigkeit bey Erfindung einer Sprache, wie bey allen Künsten, war nicht sie zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen, sondern den ersten Grund zu legen. Eben so war der große Punct bey Erfindung der Mahlerey einen Menschen auf den Einfall zu bringen, eine Kohle zu ergreifen, und den Conturn eines menschlichen Schattens an eine Wand hinzureissen. Aber die Natur sorgte gemeiniglich selbst für diese ersten Einfälle, welche den

Künsten den Ursprung gaben. Der erste Zeichner war ein Liebhaber, oder, wie Plinius zur Ehre des schönen Geschlechts versichert, eine Liebhaberinn.

Ich zweifle daher gar nicht, daß Koxkox und Kikequetzal, wenn sie nicht bereits eine Art von Sprache durch ihre Erziehung gelehrt worden wären, sich selbst eine erfunden hätten. Das natürliche Verhältniß zwischen gewissen Tönen und gewissen Empfindungen oder Gemüthsregungen konnte ihnen nicht lange unbemerkt bleiben; und dieses hätte sie eben so natürlich auf den Gedanken gebracht, daß Töne geschickt seyen Zeichen abzugeben. Nach und nach hätten sie bemerkt, daß sie fähig seyen, eine Menge manchfaltiger Töne hervorzubringen. Sie hätten sich angewöhnt, die geläufigsten dieser Töne zu Bezeichnung derjenigen Dinge, womit sie am meisten zu thun hatten, zu gebrauchen. Dieser erste

Fund einer conventionellen Sprache würde nach und nach mit den unentbehrlichsten Zeichen ihrer Bedürfnisse, Handlungen und Leidenschaften vermehrt worden seyn. Die natürlichen Gegenstände des Gehörs, das Murmeln eines Bachs, das Säuseln oder Brausen des Windes, das Gebrüll des Löwen, der rollende Donner, würde durch Worte ausgedrückt worden seyn, welche den Schall, den sie bezeichnen sollten, nachgeahmt hätten. Aehnliche Töne würden vielleicht gebraucht worden seyn, ähnliche Beschaffenheiten an den Gegenständen andrer Sinnen zu benennen. So wären sie nach und nach, ohne es selbst zu wissen, die Erfinder einer Sprache geworden, — und so ist es vermuthlich mit dem Ursprung einer jeden Sprache hergegangen, deren Erfinder keinen andern Lehrmeister gehabt haben, als die Natur.

7.

Die Liebe (sagt der weise Tlantlaquacapatli) ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen unsern Trieben, so wie sie der süßeste ist; — er redet von der Liebe in der weitläufigsten Bedeutung dieses Wortes. Sie ist die wahre Seele des Menschen, welche alle seine Empfindungen entwickelt, alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die sympathetische Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt, würde der natürliche Mensch nichts zu thun haben, als zu essen, zu schlafen, und sein Geschlechte zu vermehren, wie jedes andre Thier; er würde der König der Affen seyn, — aber auch dieser Vorzug würde ihm von den stärkern und muthigern Pongos streitig gemacht werden.

Nicht bloß die Noth, auch die Liebe ist die Mutter der Künste. Der Mensch, der die unent-

unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, eine Höhle und eine Gesellinn hat, wird darauf bedacht seyn, wie er diese Güther auf die bequemste und angenehmste Weise genießen möge. Die Natur selbst fodert ihn gleichsam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Mexico ist eines von den Ländern, über welche die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen, und seinen Bewohnern wenig mehr übrig gelassen zu haben scheint, als ihre Gaben zu genießen. Die Witterung ist so gemäßigt, daß Kleider in diesem Lande nicht unter die unentbehrlichen Dinge gehören. Eine unzähliche Manchfaltigkeit von angenehmen und nahrhaften Früchten, welche zu allem Jahrszeiten freywillig hervorkommen, ersparte, oder erleichterte wenigstens, den ersten Einwohnern die Sorge für ihre Erhaltung so sehr, daß selbst in den folgenden Zeiten,

da sich ihre Nachkommen unendlich vermehrt hatten, nur die leichteste Anbauung nöthig war, um eine gedoppelte, öfters dreyfache Erndte zu erhalten.

Bey allen diesen besondern Vortheilen wiesen doch zufällige Umstände und Bedürfnisse, oder wenigstens die Begierde gemächlicher und angenehmer zu leben, den ersten Bewohnern ihre Geschäffte an. Sie bauten sich Hütten; sie pflanzten Obst- und Blumengärten; ein Zufall entdeckte ihnen den Gebrauch der Baumwolle, und die Kunst sie zu spinnen, und zu Decken und Gewändern zu verarbeiten. Tlantlaquacapatli schreibt die erste Erfindung dieser und aller andern Künste der Mexicaner dem sinnreichen Koxkox und der zärtlichen Kikequetzal zu. Wenn wir ihm glauben, so erfand jener auch die Flöte, und diese die Kunst aus den bunten Federn des Colibri und des Censütl Kleidungsstücke und

andre

andre feine Arbeiten zu verfertigen; eine Kunst, welche von ihren Nachkommen auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit getrieben wurde, daß Acosta und andre Geschichtschreiber uns Wunderdinge davon erzählen. Die Begierde ihre natürlichen Reizungen durch einen künstlichen Putz zu erheben ist, nach der Meynung unsers Philosophen, bey den Schönen ein Instinct, dessen Würkung sich auch bey den wildesten Völkerschaften äußert. Blumen, schöne Federn, schimmernde Steine scheinen ihnen zu keinem andern Endzweck da zu seyn. Eine Schöne, sagt er, putzt sich unstreitig desto lieber und desto sorgfältiger, wenn sie einem Manne dadurch zu gefallen hoffen kann; aber auch wenn sie keine andere Gesellschaft hätte als ihr eigenes Bild in einem klaren Brunnen, würde sie sich für ihre eignen Augen putzen.

Auch vom Gesang und vom Tanze war die schöne Kikequetzal die Erfinderinn. Jenen lernte sie dem Vogel Sensütl ab, dem die Mexicaner seines lebhaften und tonreichen Gesangs wegen einen Nahmen gegeben haben, der fünfhundert Stimmen bedeutet: diesen wurde sie, wenn Koxkox an einem schönen Abend die Lieder dieses musicalischen Vogels auf seiner Flöte nachahmte, oder ihrer eignen begleitete, von der Natur selbst gelehrt.

Welch ein glückliches Paar, ruft Tlantlaquacapatli aus! bey einem Leben welches ein Gewebe von Unschuld, Liebe und Vergnügen war; — wie glücklich wenn ich mir sie unter dem süßduftenden Schatten selbstgepflanzter Lauben, von ihren leichten Geschäfften ausruhend denke — ihn sein braunes Gesicht an ihren Busen gelehnt, beyde mit älterlicher Wollust den fröhlichen Spielen ihrer Kinder

zusehend, die in den anmuthigsten Gruppen ein manchfaltiges Bild der schönen Natur und der süßesten Unschuld darstellen! — Ich gesteh es, setzt er hinzu, daß ich die Gemählde, die mir meine Phantasie von diesen glücklichen Menschen macht, bis zur Schwachheit liebe; und wenn ich mich diesem reizenden Traum eine Weile überlassen habe, und dann meine Augen aufhebe, und die Urbilder dazu unter den Menschen um mich her suche, und — nicht finde; so kann ich mich nicht erwehren, in meinem ersten Unmuth, auf unsere Verfassung, Gesetze und Policey, und, wenn ich der Sache länger nachgedacht habe, auf die Natur selbst ungehalten zu werden, welche uns so gemacht hat, daß ein so beneidenswürdiger Zustand nur einer einzelnen kleinen Familie möglich war.

8.

Auf die Natur selbst ungehalten zu werden? —

Da möchte Tlantlaquacapatli wohl eben so wenig Recht haben als Plinius, den es verdroß, daß wir keinen Pelz oder nicht wenigstens ein hübsches warmes Schwanenfell mit auf die Welt bringen.

Und warum sollte Unschuld der Sitten, Friede, Eintracht, Genügsamkeit, und alles was das wahre Glück des Lebens ausmacht, nicht das Antheil eines ganzen Volkes seyn können? —

Ich rede nicht von Utopia, oder einer neuen Atlantis, oder dem Lande der Severamben, oder demjenigen, wornach uns der Dichter der Basiliade gelüstig machen möchte. Es giebt würklich ein Volk in der Welt, welches schon Jahrhunderte in einem so glücklichen Zustande lebt, und, wenn sich kein mißgün-

stiger

stiger Dämon in seine Sachen mischt, noch Jahrhunderte eben so glücklich bleiben kann; — ein beneidenswürdiges und unbeneidetes Volk, welches die holden Träume der Dichter von goldnen Zeiten und unschuldigen Arcadiern realisiert, — und von dem wir unsren Lesern künftig mehr zu sagen gedenken.

Aber, ein einzelnes Beyspiel vermag nichts über unsern Philosophen, — zumal wenn er einen Anstoß von Spleen hat. Ich kann mir freylich einen Zusammenhang von günstigen Umständen denken, sagt er, unter welchen Koxkox und Kikequetzal mit ihren Nachkommen, vielleicht bis in die zehnte Generation, unschuldig und glücklich hätten bleiben können; und wer wird mir läugnen, daß ein solcher Zusammenhang, unter einer Million andrer Combinationen, in einer Million von Jahren, einmal würklich werden kann? — Aber was hilft uns das (fährt er fort) so lang es nur

einen

einen einzigen Umstand braucht, um eine Unschuld zu zerstören, die ihre ganze Stärke von Unwissenheit und Gewohnheit erhält?

Koxkox und Kikequetzal waren ein Paar sehr unschuldige gute Leute, so lange sie allein waren. Sie liebten einander; wie hätten sie anders können? Sie thaten einander gutes — weil sie sich liebten; und was hätten sie davon gehabt, einander zu plagen? Ich wollte nicht dafür stehen, daß es nicht zuweilen kleine Zwistigkeiten *unter ihnen* gegeben hätte: aber diese machten nur den Schatten im Gemählde ihrer Glückseligkeit; und das Vergnügen der Aussöhnung war desto lebhafter. — Sie liebten ihre Kinder, — denn da konnte noch keine unbillige Theilung der älterlichen Zuneigung, keine ehrgeitzige oder eigennützige Begünstigung des einen auf Unkosten der übrigen, keine Eifersucht einer eiteln Mutter über die wachsenden Reizungen einer Tochter, in

denen

denen sie erblickt, was sie nicht mehr ist, statt finden. — Sie liebten ihre Kinder, und diese Kinder waren unschuldig, so lange sie — Kinder waren. — Aber was half sie alles das? Ein einziger Umstand — wir wollen die Sache, so weit es möglich seyn wird, mit Tlantlaquacapatli's eignen Worten erzählen.

9.

Neun oder zehen Jahre ungefehr hatte die Glückseligkeit der ersten Aeltern in Mexico gedaurt; als Xikequetzal einsmals, mit ihrem kleinsten Kind an der Brust, sich etwas weiter als gewöhnlich von ihrer Wohnung entfernte. Es war in der wärmsten Jahrszeit. Ermüdet warf sie sich an den Rand eines kleinen Baches, legte das schlafende Kind auf Moos und weiche Blätter, und gieng hin, Früchte von nahestehenden Acaciastauden zu pflücken.

Indem sie an nichts weniger dachte, kam ein Mann aus dem Gebüsche hervor. — Ihr erster Gedanke war, daß Koxkox sie habe überraschen wollen. Sie lief ihm mit ofnen Armen entgegen — aber da sie ihm beynahe in die seinigen gelaufen wäre, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß es nicht Koxkox war.

Ein spitzfündiger Leser wird es vielleicht unwahrscheinlich finden, daß Kikequetzal, welche so gute Augen hatte, zu sehen, daß es ein Mann war, nicht zugleich gesehen haben sollte, daß es nicht Koxkox war. Wir antworten ihm aber:

1.) daß wir uns auf die größten Optiker unsrer Zeit berufen, ob eine Unmöglichkeit in dem Falle, wie wir ihn erzählt haben, zu erweisen sey; und

2.) hatte sich die gute Frau keine Zeit genommen ihn genau zu betrachten; sie erblickte von fern eine menschliche Gestalt; daß es ihr

Mann

Mann sey, sagte ihr in dem nehmlichen Augenblicke ihr Herz, und so lief sie auf ihn zu, ohne eine andere Gewißheit davon zu haben; welches ihr desto billiger zu vergeben ist, da sie

3.) keinen Gedanken hatte, daß außer ihr und Korkoren noch eine andere menschliche Creatur der Ueberschwemmung entronnen sey.

In diesem Puncte hatte sie sich geirrt, wie wir sehen. Denn dieser Mann war einer von den wenigen Entronnenen, und, was noch seltsamer war, von ihrer eigenen Nation, — wie sich in der Folge zeigen wird. Dem Ansehen nach mocht' er wenig unter vierzig Jahren seyn. Es war ein starker mächtiger Mann, welcher die Miene hatte, sich vor keinem von den zwölf oder dreyzehn Abentheuern des Herkules zu fürchten; und, wie Herkules, war er nur mit einer Löwenhaut bekleidet. Es war in allen Betrachtungen ein

fürchterlicher, wiewohl eben kein häßlicher Mann.

Wenige Leute in der Welt, — einsame Talapoinen ausgenommen, welchen, nach einer zwanzigjährigen pünctlichen Beobachtung ihrer Gelübde, im vierzigsten Jahr ihres Alters ein solcher Zufall in einer Einöde begegnete, — können sich, auf dem gehörigen Grade von Wahrheit, einbilden, was für eine heftige Revolution, bey Erblickung der schönen Kikequetzal, in dem ganzen animalischen System dieses Mannes vorgieng. Der Hunger, mit welchem ein gesunder Mensch, der drey Tage lang wider seinen Willen gefastet hätte, auf einen wohl oder übel zugerichteten Rindsbraten zufiele, ist — ein unedles Bild, wir gestehen es; es ist auch nichts weniger als neu: aber es ist doch das einzige, welches einigermaßen die Natur und die Heftigkeit der Begierde ausdrückt, mit welcher

welcher er seine nervichten Arme ausstreckte, um die freywillig anlauffende Beute zu erhaschen.

Aber, wie gesagt, sie entdeckte noch zu rechter Zeit, daß es nicht Koxkox war.

Ungeachtet der Mann nicht häßlich war, und, nach mexicanischer Landesart, nicht mehr Bart hatte als Koxkox, das ist, wenig mehr als nichts, so hatte er doch in diesem Moment etwas so gräßliches in seiner Miene, so funkelnde Augen, einen so starken Ausdruck von heishungrigem Verlangen in seiner ganzen Person, — daß die gute Frau mit einem lauten Schrey zurückfuhr. So laut schrie sie, daß Koxkox es hätte hören müssen, wenn sie näher als eine Stunde weit von ihm entfernt gewesen wäre. Aber Koxkox lag ruhig in seiner Hütte, ihre Wiederkunft erwartend, mit seinen Kindern, und dachte an nichts.

Weil der Mann auf sie zugieng, und, ich weiß nicht was, sagte, worauf sie in der Angst nicht acht gab, so suchte sie ihre Rettung in der Flucht. Sie lief wie die virgilische Camilla,

Kaum wurden von ihren geflügelten Solen
Die Spitzen des Grases im Laufen berührt.

Sie würde um eine halbe Stunde früher als der nacheilende Mann in ihrer Hütte angekommen seyn, wenn sie so fortgelaufen wäre. Aber mitten in ihrem Lauf hielt sie inn, blieb etliche Augenblicke stehen, und lief hierauf eben so schnell wieder zurück, als sie davon geflogen war.

Der strengste Casuist wird ihren Beweggrund nicht mißbilligen können. Sie erinnerte sich auf einmal ihres Kindes, welches sie auf Moos und Baumblättern schlafend am Bache zurückgelassen hatte; und nun wich auf einmal der Furcht, ihr Kind zu verliehren, alle andre Furcht. Tlantlaquacapatli

behauptet, daß dieses im Charakter einer Mutter, und eines so unschuldigen Geschöpfes sey, als Bikequetzal war.

Der Mann machte sich diesen Umstand zu Nutze. Er erhaschte sie in einem Gebüsche — sie sträubte sich mit der Stärke einer Person, deren ganzer Ernst es ist loßzukommen; aber sie war keine Minerva; der Mann wurde Meister.

Dieser Mann hatte — die schöne Declamation des berühmten Herrn von Büffon gegen das sittliche in der Liebe nicht gelesen;*) aber er handelte so vollkommen nach dem Grundsatz dieses modernen Plinius, als man es von einem Wilden erwarten kann, der vierzehn Jahre lang die ganze Nord- und Westseite von Mexico durchirret hatte, um zu suchen, was ihn, nachdem er längst alle

*) Allgem. Historie der Natur 2. Th. II. B. S. 37 u. f. nach der deutschen Uebersetz.

Hoffnung aufgegeben, ein glücklicher Zufall in diesem Gebüsche finden ließ.

Unser Autor meynt, — vermuthlich aus Partheylichkeit gegen seine Stammmutter, — daß es nicht in der Natur gewesen wäre, den Unwillen lange zu behalten, in welchem sie in den ersten Augenblicken ihrer Niederlage gegen den Mann entbrannt war. Es hatte ihn einen guten Theil seiner Haare gekostet; und Kikequetzal war doch sonst das sanftmüthigste und weichherzigste Geschöpfe von der Welt. Aber eine solche Begegnung — wir halten uns versichert, daß ihr keine Dame in der Welt die Wuth übel nehmen wird, worinn sie bey einer solchen Begegnung gerieth — —

Aber daß sie sich besänftigen ließ — Wird auch wohl mehr als eine seyn, welche Stärke des Geistes und Billigkeit genung hat, sich, mit gänzlicher Abstraction von allem was sie

ihrer

ihrer Erziehung, den Gesetzen und Sitten ihres Vaterlandes, und vielleicht ihrer Religion zu danken hat, an die Stelle dieser armen wilden Mexicanerinn zu setzen, und wenigstens sich selbst zu gestehen — —?

Das beste ist, die Damen — (welches Wort ich hier wie allezeit in einer sehr weiten Bedeutung genommen haben will) — überschlagen das folgende Capitel gänzlich. Sie würden mich durch diese Gefälligkeit sehr verbinden. Ein einziges Blatt umzuschlagen ist doch keine Sache. — Ich weiß zwar wohl, daß man es, nach Hagedorns Meynung, einem Frauenzimmer nicht verbieten soll, wenn man will, daß sie nicht im Entenpfuhl herumwatte.*) Aber niemand kann eine edlere Meynung von Ihrem liebenswürdigen Geschlechte haben als ich. Sollte ich hierinn

*) Hagedorns. Poet. Werke II. Theil. S. 256.

von der einen oder andern meiner schönen Leserinnen zu schmeichelhaft denken, — sollten einige sich durch meine Warnung verleiten lassen, das folgende Capitel eben darum zu lesen, weil ich's Ihnen verboten habe, nun, so mögen Sie Sichs selbsten zuschreiben, wenn sie lesen was ihnen nicht gefällt! Ich wasche meine Hände, — oder vielmehr, ich habe sie im 17ten Capitel des ersten Buches ein für allemal gewaschen.

10.

Der Mann war durch den Anblick der schönen Mexicanerinn, in den Umständen worinn er, besagter Maßen, sich befand, in einen solchen Paroxysmus gesetzt worden, daß er in dieser ganzen Sache bisher bloß mechanisch und animalisch zu Werke gegangen war; worüber ihn der Herr von Büffon rechtfertigen mag, wenn es ihm beliebt. Tlantla-

quaca-

quacapatli zuckt die Achseln und fährt in seiner Erzählung also fort: —

Durch die ganze Natur pflegt auf einen heftigen Sturm eine Stille zu folgen.

Kikequetzal, — voll Unmuth und Galle, daß sie den Mann nicht so sehr hassen konnte als sie gerne gewollt hätte, — bediente sich des ersten günstigen Augenblicks, sich loszureissen.

Der Mann fühlte vermuthlich in diesem Augenblicke, troz dem Büffonischen System, eine sittliche Regung, welche ihm sagte, daß er einer so liebenswürdigen Creatur nicht wie ein Mann, sondern wie ein Pavian begegnet habe. In dem Augenblick, da sie ihm entfliehen wollte, warf er sich zu ihren Füssen, umfaßte ihre Knie, und bat in einer Sprache, die ihr wohl bekannt war, so dringend und so demüthig um Vergebung, daß es — einen Stein hätte erbarmen mögen.

Sie war entschlossen, ihm nicht zu vergeben; aber vor Erstaunen, ihre Muttersprache reden zu hören, blieb sie etliche Augenblicke stehen, und betrachtete den Mann zum erstenmal mit Aufmerksamkeit.

„So klein dieser Fehler scheint, sagt Tlantlaquacapatli, so war es doch — der einzige den sie in dieser ganzen Sache machte. Die folgenden machten sich von selbst, ohne daß sie etwas dazu konnte. — Es war ein sehr großer Fehler, *meine liebe Landsmänninnen!*“

Die Figur eines Herkules oder Gladiators ist nicht allen Schönen so gefährlich, als sie es der Gemahlin des Kaysers Marcus Antoninus war;*) — aber *Faustina* ist doch auch gewiß nicht die einzige von zehen, denen sie gefährlich ist; und — wenn eine solche Figur, nach

*) S. *de Servies* Histoire des femmes des Empereurs Tom. III. p. 122. seqq.

nach einem solchen Auftritt, in keiner exactern Kleidung als eine Löwenhaut über den Rücken, und mit so ungestümen Begierden, als die seinige waren, zu euern Füßen liegt, — so ist alles was der übertriebenste Schmeichler euers Geschlechts sagen kann, daß in diesem Falle unter fünfen wenigstens vier Faustinen seyn würden. —

Das Beste, meine werthen Freundinnen, ist, daß es heutiges Tages, wenigstens in den politesten Theilen von Europa, keine Herculesse, und noch weniger so ungestüme giebt; — und, wofern es auch unter der unedlern Classe von Menschen einen gäbe, daß es ganz unfehlbar eure eigene Schuld wäre, wenn er sich jemals in einer solchen Positur zu euern Füssen befände.

Aber der guten Mexicanerinn Schuld war es nicht, daß sie sich in diesem Falle befand. Die arme unschuldige Creatur! Sie

machte die Augen wieder zu. Aber es war zu spat!

II.

Tlantlaquacapatli läßt sich sehr angelegen seyn, seine erste Mutter zu rechtfertigen. Seiner Meynung nach hatte ihr Betragen in dieser ganzen Begebenheit nichts, das nicht sehr natürlich wäre. Er führt eine lange Reyhe von Gründen an, wodurch er diese seine Meynung zu unterstützen vermeynt. Er behauptet, die gute Dame Kikequetzal sey in diesem Falle, unvorbereitet und unbewaffnet, gerade auf der Seite attaquiert worden, wo die Natur ihr Geschlecht am wenigsten befestiget habe; und dieses leitet ihn auf eine, wie uns däucht, sehr gründliche Betrachtung über „die Unvollkommenheit des Standes „der rohen Natur, und über die Nothwendigkeit, das moralische Gefühl zu deutlichen

„Begriffen und Grundsätzen zu erheben, und „den Schwachheiten und Blößen der menschlichen Natur durch die Philosophie zu Hülfe „zu kommen, deren höchstes Meisterstück eine „weise Gesetzgebung ist.“ — Doch wir müssen unsre Erzählung fortsetzen.

Kikequetzal hatte gar keinen Begriff davon, daß Koxkox bey ihrer dermaligen Angelegenheit mit dem Manne im geringsten interessiert seyn könne; und sie war weit davon entfernt, einige schlimme Folgen davon vorher zu sehen. Sobald es also der Mann dahin gebracht hatte, daß sie ihm den Schrecken vergeben konnte, den er ihr verursacht, so hatte er alles gewonnen. Sie vergab ihm nicht nur, sie endigte gar damit, ihn liebenswürdig zu finden.

Warum hatte sie Koxkoxen geliebt, als — weil er ein Mann war, und weil er ihrem Herzen, und Sinnen angenehme Empfindungen

dungen gemacht hatte? Hier war der nehmliche Fall. Der Mann bezeugte ihr so viel Liebe, daß sie sehr undankbar zu seyn geglaubt hätte, ihm die Empfindlichkeit zu verbergen, die sie dafür hatte. Ihr gutes Herz machte sie ein jedes Wesen, welches ihr Vergnügen machte, für ihren Wohlthäter ansehen; und nach diesem Grundsatz hatte der Mann in der That ein außerordentliches Recht an ihre Erkenntlichkeit.

Es ist leicht zu sehen, daß sie hierinn einen gedoppelten theoretischen Fehler begieng; — einmal darinn, daß sie dem sinnlichen Vergnügen einen allzuhohen Werth beylegte; und dann, daß sie auf Seiten des Mannes für Liebe hielt was bloßer Instinct war, und ihm für das Gute verbunden zu seyn glaubte, das er sich selbst that. Unser Autor entschuldigt seine Stammmutter mit einer Unwissenheit, welche in ihren Umständen

den ihre Schuld würklich sehr vermindert. Aber wenn unter den politesten Nationen, und bey allen Vortheilen der Erziehung und der Verfeinerung, unter zwanzig Personen ihres Geschlechts auch nur sieben wären, welche eben so falsche Schlüsse machten, — womit sollten wir sie entschuldigen können?

Der Mann und die Schöne machten einander nunmehr eine kurze Erzählung ihrer Geschichte und Umstände; und da diese eben so wenig Lust zu haben schien, jenen zurück zu lassen, als er Lust hatte sich von ihr zu entfernen, so wurde beschlossen, daß er sie in ihre Hütte begleiten sollte.

Sie langten also mit einander bey dem guten Korkor an, welcher über den Anblick eines Dritten verwundert war, ohne den geringsten Verdruß darüber zu empfinden. Mit Vergnügen theilte er seinen Vorrath mit ihm; Kikequetzal versah das Amt eines Dollmet-

Dollmetschers; und da der Fremde sehr viel Vergnügen darüber bezeugte, in einem Lande, wo er der einzige Mensch zu seyn geglaubt hatte, Geschöpfe seiner Gattung anzutreffen, so brachten sie etliche Tage ganz vergnügt mit einander zu. Der ehrliche Koxkox, der allen Wesen gut war, die ihm nichts Uebels thaten, hatte eine so große Freude über seinen neuen Freund, daß er, ohne Ausnahme, bereit war, alles was er hatte mit ihm zu theilen; und die schöne Kikequetzal schien sich hierinn ohne Mühe nach seiner Denkungsart zu bequemen.

12.

Der mexicanische Philosoph behauptet, daß die Eifersucht, in der engern Bedeutung dieses Wortes, nur unter gewissen besondern Umständen eine natürliche Leidenschaft sey; nehmlich —

1. In einer Gesellschaft, wo das Eigenthum der Weiber entweder durch Gesetze oder Gewohnheit eingeführt ist; und außer dem nur alsdann, wenn

2. Die Gleichheit bey der Gemeinschaft aufgehoben wird, und entweder der Mitbesitzer sich besonderer Vorrechte anmaßt, oder die Dame dem einen einen Vorzug giebt, der mit einer Geringschätzung des andern verbunden ist, welche diesem allezeit unbillig scheinen muß.

Unglücklicher Weise glaubte der gutherzige Koxkox nach Verfluß einiger Tage deutliche Spuren gewahr zu werden, daß er sich über eine solche Unbilligkeit zu beklagen habe.

Geradezu von der Sache zu reden, die schöne Kikequetzal bewies eine Unbeständigkeit in ihrer Zuneigung, welche sich zwar, wie unser Autor sagt, lediglich auf ihre Stand-

haftigkeit in einer gewissen eigennützigen Neigung gründete, aber doch, bey allem dem, der Schönheit ihrer Seele wenig Ehre machte.

Tlantlaquacapatli selbst giebt alle Hoffnung auf, sie über diesen Punct zu rechtfertigen. — Es ist wahr, sagt er, Tlaquatzin (so hieß der Mann) hatte gewisse Vorzüge vor dem guten Koxkox; — aber, was für einen Werth haben Vorzüge, welche zu nennen man sich schämen müßte?

Ihre Liebe zu Koxkoxen hieng, so zu sagen, nur noch an zween schwachen Faden; an der Erinnerung des Vergangenen, und an dem Verhältniß, welches er gegen ihre Kinder hatte; denn, daß er Vater dazu war, konnte nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber die Unbeständige hatte wenig Mühe auch diese Faden abzureissen. War die Erinnerung des Vergangenen für Koxkoxen,

so sprach die Empfindung des Gegenwärtigen für Tlaquatzin; — war jener der Vater der Kinder, die sie hatte; so unterließ dieser nichts, um es von denen zu werden, die sie künftig haben würde. Die Wage neigte sich also immer auf Tlaquatzins Seite.

So viel Kaltsinn von einer Person, die die Wollust seines Herzens gewesen war, und die kleinen Proben, die er stündlich davon erhielt, übermochten endlich seine Geduld; und es kam zuletzt zu einem gänzlichen Bruch. Die anscheinende Geringfügigkeit der Veranlassung, ist der stärkste Beweis, wie geneigt man auf beyden Seiten zu einer Trennung war.

Kikequetzal pflegte allezeit einen Kopfputz von himmelblauen Federn zu tragen, weil dieses die Lieblingsfarbe Koxkoxens war. Allein Tlaquatzin war für die hochgelbe Farbe. Die Dame hatte also nichts eilfertigers zu

thun, als sich einen Kopfputz von gelben Federn zu machen. Er war in etlichen Stunden fertig, und der himmelblaue wurde in einen Winkel geworfen. Sie machte sich noch eine Schürze von gelben Federn, in welche kleine Blumen von allen Farben, nur keine himmelblaue, eingewebt waren. Koxkox ließ sich einfallen, diese Partheylichkeit für die gelbe Farbe, und diese Unbilligkeit gegen die himmelblaue sehr übel zu finden. Es kam zu einem *bittern* Wortwechsel zwischen ihm und der schönen Kikequetzal. Tlaquatzin blieb kein müßiger Zuschauer dabey. Er rechtfertigte den Geschmack der Dame, aber in einem so beleidigenden Ton, daß Koxkox alle Mäßigung vergaß. Ein derber Schlag über die breiten Schultern des undankbaren Tlaquatzin kündigte den ersten Krieg an, der seit mehr als vierzehn Jahren den Frieden der schuldlosen Gefilde von Mexico störte.

Koxkox blieb seinem furchtbaren Gegner keinen Streich schuldig; er wehrte sich wie eine Tygerkatze. Endlich gelang es doch der Schönen, welche den unglücklichen Anlaß zu diesem Zweykampf gegeben hatte, die Streiter aus einander zu bringen. Es war hohe Zeit; denn Koxkox, der seine letzte Kräfte zusammengerafft hatte, würde es nicht mehr lange gegen seinen überlegenern Rivalen ausgehalten haben. Kikequetzal weinte bitterlich über diesen Zufall, und es schien sie zu schmerzen, daß sie unbillig und undankbar gegen einen Freund gewesen war, der das erste Recht an ihr Herz hatte. Aber nichts war vermögend den Eindruck auszulöschen, den der gelbe Kopfschmuck auf ihn machte; und als Tlaquatzin und die Dame des folgenden Morgens aufstunden, war kein Koxkox in der ganzen Gegend mehr zu finden.

13.

Er war vor Aufgang der Sonne von seinem zum erstenmal schlaflosen Lager aufgestanden, und gieng so weit ihn seine Füße trugen, — um in andern Gegenden Menschen zu suchen, bey denen er die ungetreue Kikequetzal vergessen könnte. Ungern und traurig verließ er die Hütten, die er selbst aufgerichtet, die Gärten, die er mit eigner Hand gepflanzt, die Lauben von Jasmin und Acacia, die er über rieselnde Quellen hergewölbt hatte, — und die Kinder, zu denen er Vater war. Aber ein sehnliches Verlangen sich zu rächen erhitzte seine Lebensgeister; er hoffte Gehülfen zu finden, mit deren Beystand er den Mann, der ihm seine Frau und seine Pflanzstätte usurpierte, wieder vertreiben könnte.

Wir übergehen die besondern Umstände seiner langen Wanderungen, weil sie nicht zu unserm Vorhaben gehören. Genung, er fand

endlich, zu seinem großen Troste, in einer Höle, worinn er einsmals übernachten wollte, zwo Mädchen, von denen die älteste nicht über zwanzig zu seyn schien, welche ihm in seiner eigenen Sprache Antwort gaben, und nicht daran dachten, die Freude, zu welcher sie, nach der ersten Bestürzung, über seinen Anblick übergiengen, vor ihm zu verbergen. Die seinige verminderte sich ein wenig, als bald darauf eine Frau von ungefehr vierzig Jahren in die Höle trat, welche, man weiß nicht eigentlich ob die Mutter oder die Tante der jungen Nymphen war. Sie war von der Classe der Penthesileen, groß, stark von Gliedern, mit einer Tygerhaut angethan, und trug eine Keule auf der Schulter, die ihr, von ferne, das Ansehen einer verkleideten Dejanira gab; — in den Augen eines Antiquars nehmlich; denn Koxkox bemerkte weiter nichts, als daß sie sich selber glich, und die Miene

hatte, es in jeder Art von Zweykampf nicht wohlfeil zu geben.

Wie dem auch seyn mochte, ein Mann, und ein so feiner Mann wie Korkor zu seyn schien, war dieser kleinen weiblichen Gesellschaft unendlich willkommen; man bemühte sich um die Wette ihn durch die freundlichste Begegnung davon zu überzeugen, und Korkor fand, wir wissen nicht wie, Mittel und Wege, die Tante und die Nichten über seine Dankbarkeit und die Annehmlichkeiten seiner Gesellschaft gleich vergnügt zu machen.

Nichts desto weniger hatte dieser glückliche Zustand nur wenige Wochen gedaurt, als Korkor anfieng, sich in seine vorige Heimat und zu seiner noch immer geliebten Kikequetzal zurückzusehnen; welche bey der Vergleichung, die er sich nicht enthalten konnte, zwischen ihr und diesen dreyen Waldnymphen anzustellen, von Tag zu Tag mehr gewann. Sein

Herz

Herz schmeichelte ihm, daß sie sich vielleicht eben so sehr nach seiner Zurückkunft sehne, und er hoffte den mächtigen Tlaquatzin ohne große Mühe zum Tausch einer einzigen Frau gegen ihrer drey zu bewegen, zumal da die Tante im Nothfall für zwo gelten konnte. Er säumte sich also nicht, seinen Freundinnen zu eröffnen, daß noch mehr Personen von seinem und und ihrem Geschlechte das Glück gehabt hätten, der großen Fluth zu entgehen; daß er den Weg zu ihrer Wohnung wisse; daß diese Leute sehr willig seyn würden, sie in ihre Gesellschaft aufzunehmen; und daß sie dort viele kleine Annehmlichkeiten des Lebens finden würden, deren sie bisher hätten ermangeln müssen. Man hatte nicht das mindeste gegen seinen Vorschlag einzuwenden, und schon des nächsten Tages, mit Anbruch der Morgenröthe, waren die drey Schönen reisefertig, um mit ihm in ein Land zu ziehen, wo es — mehr Männer gab.

14.

Die schöne und unbeständige Kikequetzal hatte inzwischen ihres Orts auch Zeit gehabt, sich den Vorzug mehr als einmal gereuen zu lassen, den sie dem breitschultrichten Tlaquatzin vor dem sanftern Koxkox gegeben hatte. Seine rauhe Gemüthsart machte einen sehr starken Absatz mit der zärtlichen Begegnung, an welche sie von Koxkoxen gewöhnt worden war, und wie dieser durch seinen Fleiß, und seine Neigung zum Pflanzen, die Gegend um ihre Wohnung zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte, so war sie hingegen durch die Trägheit ihres neuen Mannes, der sich allein mit der Jagd beschäfftigte, unvermerkt wieder eine Wildniß geworden. — Ihre Freude über Koxkoxens Wiederkunft würde also unbeschreiblich groß gewesen seyn, wenn sie nicht durch den Anblick seiner Begleiterinnen in etwas wäre gemäßiget worden. Indessen war doch auch

in der Vorstellung, Personen von ihrem eigenen Geschlechte zum Umgang zu haben, etwas angenehmes, das ihr auf einer andern Seite die Ungemächlichkeiten der Theilung zu ersetzen schien. Auch der herkulische Tlaquatzin hatte eine gedoppelte Ursache, sich die Wiederkunft seines alten Freundes wohl gefallen zu lassen; denn erstlich, sah er ihn für einen Menschen an, der für ihn arbeiten würde; und zweytens, war es ihm ganz angenehm, ein kleines Serail zu seiner Disposition zu haben.

Er machte nicht die geringste Schwierigkeit, den Vortrag einzugehen, den ihm Koxkox anbot; denn er verließ sich darauf, daß er den Schlüssel zu Kikequetzals Herzen habe, so oft es ihm einfallen würde Gebrauch davon zu machen. Er hielt sich selbst Wort. Aber Koxkox, welcher so einfältig nicht war als er aussah, beruhigte sich damit, daß Kikequetzal wieder einen himmelblauen Kopfputz trug, und

daß

daß ihm die beyden Schwestern, und die Tante selbst, so viele Gelegenheit zur Rache gaben, als er nur wollte.

15.

Die Gemeinschaft der Weiber, welche der weise Plato in seiner sehr idealischen Republik einzuführen beliebt hat, dörfte außer derselben so viele Ungemächlichkeiten nach sich ziehen, und daher so vieler Einschränkungen und Präservative vonnöthen haben, daß wir keinem Gesetzgeber rathen wollten, die platonische Republik in diesem Puncte zum Modell zu nehmen.

Tlantlaquacapatli hält diese Gemeinschaft der Weiber, — welche, wie wir nicht läugnen können, in unsrer mexicanischen Colonie herrschte, und von den Eltern auf die Kinder erbte, — für die hauptsächlichste Quelle der Verderbniß und Verwilderung der

ältesten

ältesten Mexicaner. Sie zog, sagt er, eine Menge schlimmer Folgen nach sich.

Die Werke der goldenen Venus, — wie es Homer nennt oder, wie es unser Autor gerade zu nennt, das Geschäffte der Fortpflanzung, welches, nach den Absichten der Natur die Bande der zärtlichsten Liebe zwischen beyden Aeltern so wohl als zwischen den Aeltern und Kindern enger zusammenziehen sollte, — wurde durch diese Vielmännerey und Vielweiberey zu einem bloßen animalischen Spiele, wobey eine flüchtige Lust der einzige Zweck und das einzige Gute war, das man davon hatte.

Die Liebe im edlern Verstande, die Liebe die eine Empfindung des Herzens ist, hörte auf.

Eine Frau war für einen Mann — was die Hindin für den Hirsch ist; und vice versâ.

Die Kinder waren nicht mehr das Liebste, was die Aeltern in der Welt hatten; ein Kind

hatte

hatte gar keinen Vater, eben darum weil so viele Männer gleiches Recht an diesen Nahmen hatten.

Die Kinder wurden also, mit sehr vieler Gleichgültigkeit, der Natur und dem Zufall überlassen; und weil sich die Mütter selbst so wenig als möglich mit ihrer Erziehung zu thun machen wollten, so entstand nach und nach die unmenschliche Gewohnheit, kränkliche oder gebrechliche Kinder wegzusetzen.

Die natürliche Liebe der Kinder gegen die Aeltern, welche ohnehin keiner der stärksten Naturtriebe ist, verlohr sich fast gänzlich; man war seinen Aeltern so wenig schuldig, daß man sich weder verbunden noch geneigt fühlte, sie mehr zu lieben als fremde. Daher die eben so unmenschliche Gewohnheit, abgelebte Leute, welche sich ihren Unterhalt nicht mehr selbst verschaffen konnten, Hungers sterben zu lassen.

Die Ausgelassenheit der Mütter hatte, außerdem daß sie der Vermehrung nachtheilig war, auch natürlicher Weise die schlimme Folge, daß die Kinder eine desto stärkere Disposition zu der nehmlichen Neigung erbten, welcher die Mütter am liebsten nachhiengen. Daher eine gewisse Salacität, womit ihre Nachkommen angesteckt wurden, und welche sich bey der unverdorbnen Natur nicht findet.

Auch die natürliche Liebe eines Menschen zum andern wurde von Grad zu Grade desto schwächer, da ihre Lebhaftigkeit hauptsächlich von der Zuneigung für die Glieder der Familie, in deren Schoos wir erzogen werden, abhängt; von der Gewohnheit geliebt zu werden, und wieder zu lieben, welche unserm Herzen mechanisch und zu einem der dringendesten Bedürfnisse wird; von den Beyspielen der Liebe, der Zärtlichkeit, der gegenseitigen Aufmerksamkeit und Dienstleistung, welche uns

von der Kindheit an umgeben; lauter Bedingungen, welche in einer Gesellschaft keine statt haben, die nur durch den copulativen Instinct beyder Geschlechter, und den Trieb Heerdenweise mit einander zu laufen, der den meisten zahmen Thieren natürlich ist, zusammengehalten wird.

Bey einer so großen Schwäche der natürlichen Zuneigungen, hatten die eigennützigen Leidenschaften, die Begierlichkeit, der Zorn, die Rachsucht, kein andres Gegengewicht als das physische Unvermögen. Ein jeder that alles was ihn gelüstete, außer wenn er — nicht konnte. Daher Gewaltthätigkeiten und Fehden ohne Zahl, welche sich, nachdem die Mexicaner zu vielen kleinen Horden aufgewachsen waren, in einen unversöhnlichen Haß einer Horde gegen die andre, und in ewige Kriege endigten, die so lange daurten, als von

jeder feindseligen Völkerschaft noch eine lebende Seele übrig war.

Der emsige und erfindsame Fleiß, die Neigung zum Pflanzen und zum Feldbau, die Begierde Gemächlichkeiten zu erfinden und sich ein angenehmeres Leben zu verschaffen, welche die Mutter der Künste ist, — wurden im ersten Keim erstickt. Die Liebe für eine Frau, die wir als die Hälfte unsers Wesens ansehen, die Liebe zu Kindern, in denen wir uns selbst wieder hervorgebracht und vervielfältigt sehen, — diese Liebe ist fähig, uns der Trägheit zu entreissen, welche den einzelnen Menschen mit jedem erträglichen Zustande zufrieden macht; — sie macht uns auf die kleinsten Bedürfnisse dieser geliebten Gegenstände aufmerksam, und setzt alle unsere Fähigkeiten in Bewegung ihnen abzuhelfen, ihnen zuvorzukommen. Nicht zufrieden, daß diese werthen Geschöpfe nur leben sollen, wollen wir, daß

sie angenehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir bessern unsre Erfindungen aus, und gefallen uns in einer Geschäfftigkeit, welche diejenige, die wir lieben, glücklicher macht. Alles dies hörte auf, so bald die zärtlichen Familienbande aufgelöset waren. Nach und nach sanken die Nachkommen von Korkox und Tlaquatzin zu einer gefühllosen Trägheit herab. Sie behalfen sich mit wilden Früchten und Wurzeln, wohnten in Grüften oder holen Bäumen, und suchten in einem gedanken- und arbeitlosen Müßiggang das höchste Gut des Lebens.

So schildert uns, sagt Tlantlaquacapatli, die Geschichte die Sitten unsrer ältesten Vorfahren. — Wie ungleich jener liebenswürdigen Unschuld, welche den guten Korkox in den Armen seiner zärtlichen Kikequetzal beseligte, als sie noch die einzigen Bewohner der fruchtbaren Thäler waren, die sich am

Fuße des Gebürges Kulhuakan verbreiten! — Als Kikequetzal sich noch nicht träumen ließ, daß ein andrer Mann mehr Mann seyn könne, als Koxkox; und dieser noch nicht gelernt hatte, sich für unangenehme Augenblicke in seinem Hause in den Armen einer andern schadlos zu halten; als jedes dem andern noch die ganze Welt war; als Kikequetzal, wenn sie mit Emsigkeit an einem Bette von den weichsten Federn arbeitete, sich mit dem Gedanken aufmunterte: er wird desto süßer ruhen; und Koxkox, wenn er die Bäume wachsen sah, die er gepflanzt hatte, sich an der Vorstellung ergötzte, daß seine Kinder in ihrem Schatten spielen würden. — Und wie wenig (setzt er mit einem Seufzer hinzu) wie wenig brauchte es, diese Unschuld zu zernichten! der verwünschte Tlaquatzin! Warum mußt' er sich in diese Gegend verirren! —

Doch Tlantlaquacapatli ist Philosoph genung, um sich bald wieder zu recolligieren, und zu gestehen, daß wenn gleich Tlaquatzin mit der Tante und ihren zwoen Nichten, nicht

gewesen wäre, hundert andere zufällige Begebenheiten, früher oder später, die nehmliche Würkung hätten hervorbringen können; und er endiget seine Erzählung mit einer Betrachtung, welche wir aus voller Ueberzeugung unterschreiben. Die Unschnld des goldnen Alters, spricht er, wovon die Dichter aller Nationen so reizende Gemählde machen, ist unstreitig eine schöne Sache; aber sie ist im Grunde doch weder mehr noch weniger als die Unschuld der ersten Kindheit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen an die schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind seyn? Die Menschen sind nicht dazu gemacht Kinder zu bleiben; und wenn es in der Natur ist, daß sie ordentlicher Weise, nicht anders als durch einen Mittelstand von Irthum, Selbstbetrug, unordentlichen Leidenschaften, und daher fließendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können — wer will darüber mit der Natur hadern?

Beyträge

zur

Geheimen Geschichte

des menschlichen

Verstandes und Herzens.

Sechstes Buch.

Sechstes Buch.

I.

Das menschliche Herz ist in immerwährender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es ist ein unersättlicher Abgrund; seine Begierden gehen ins Unendliche, u. s. f. — Von wie vielen sinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerley Art ist dies nicht gesagt worden! — und wer hat es besser gesagt als Blaise Pascal?

Es giebt wenige gelehrte Gemein-Plätze (wenn uns erlaubt ist, das was man locos communes nennt, durch dieses Wort im Deut-

schen zu bezeichnen) welche, ungeachtet der große Hause der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, so erschöpft, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daß sie, durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen, und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten. Vermuthlich hat es mit dem obangezognen die nehmliche Bewandtniß; und wiewohl diese Meynung von der Beschaffenheit unsrer Begierden seit unfürdenklichen Zeiten zu so vielen schimmernden Antithesen und spruchreichen Declamationen Anlaß gegeben hat, so könnte doch wohl seyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche, und Geheimnißvolle, welches einige deswegen auf die menschliche Natur geworfen haben, bey genauerer Untersuchung, verschwände, und es auch hier ergienge, wie es, nach Tlantlaquacapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, so haben wir Mühe, diesen Menschen zu finden, den die besagten scharfsinnigen und beredten Leute für unser allgemeines Ebenbild ausgegeben; und sollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl sonderbarer Menschen zu finden seyn, so ist mehr als wahrscheinlich, daß Democritus oder Sokrates diesen letztern, eh sie sich mit ihnen eingelassen hätten, zuvor eine gute Dose von Nießewurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, sagte ich? Das ist freylich, was man schlechterdings thun muß, um den Menschen kennen zu lernen; und kennen sollte man ihn doch, um über ihn zu raisonnieren. Aber wo ist derjenige, der, in diesem wichtigen Geschäffte, sich nicht genöthiget sieht, über das Vergangene durchaus, und über das Gegenwärtige größtentheils, aus fremden Augen

zu sehen? Die wenigen Philosophen, welche seit dem griechischen Thales, aus Wissenstrieb ausgezogen sind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu besehen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenossen sehen können; und Gemelli Carreri, der einzige, meines Wissens, der aus besagtem Triebe, den ganzen Erdboden durchwandert, und alle Meere durchirret zu haben vorgiebt, — dieser Gemelli, so eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philosoph.

2.

Es ist, im Vorbeygehen zu sagen, verdrieslich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Plotinus, Proklus, Agrippa, die ehrwürdige Brüderschaft vom Rosenkreuze, und der Graf von Gabalis von einer geheimen Philosophie, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die

Geister,

Geister, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach, bloße Speculationen sind. Ein bequemer Wagen, von einem Paare fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylphe oder ein Sclave der wunderbaren Lampe zur Bedienung, wäre eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu setzen, die Oberfläche unsers Planeten, mit allem was darauf lebet, webet und ist, so gut kennen zu lernen als seine Studierstube; mit einbedungen, daß er sich auch der Gabe der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Condaminen selbst nur sehr unvollkommne Nachrichten von Menschen geben können, die sie nur im Vorbeygehen gesehen haben; wenig besser gesehen haben, als wie man die schönen Schattenwerke in einem Savojardenkasten sieht. Wie viel würde dasjenige was Bacon von Verulam die Schatzkammer der menschlichen Erkenntnisse

nisse nennt, dabey gewinnen, wenn ein Philosoph, der irgend ein verwickeltes moralisches Problem aufzulösen hätte, — anstatt *auf* etliche *unvollständige* und wenig sichre Data hin, oder welches beynahe eben so viel ist, auf gerathewohl zu *raisonnieren*, oder, welches nicht um den Werth einer hohlen Nuß besser ist, aus willkührlichen Erklärungen und Voraussetzungen, Deductionen zu machen, welche immer in Gefahr schweben, von einer einzigen neuen Beobachtung wie Cartenhäuschen umgeblasen zu werden, — sich nur in seinen Wagen setzen, und sich in gerader Linie dahinführen lassen dürfte, wo er das Orakel der Natur selbst befragen könnte; das ist, wo er weiter nichts zu thun hätte, als die Augen aufzuthun, um zu sehen was was ist, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieses was, und die Bedingnisse dieser Möglichkeit und die besondern Bestim-

mungen

mungen dieser Bedingnisse a priori ausfündig zu machen.

Ich will hier dahingestellt seyn lassen, wie viel oder wenig Hoffnung man sich zu machen habe, daß unsre Nachkommen einen so glücklichen Zeitpunkt für die speculativen Wissenschaften dereinst erleben werden. Gewiß ist, daß wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müssen, durch andrer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen wollen. Und diese Nothwendigkeit vorausgesetzt, kann man, wie es scheint, mit hinlänglichem Grunde, sagen, daß dieser Mensch, dessen Begierden immer ins Unendliche gehen, und sich an nichts Irdischem ersättigen, unter den Erdebewohnern, so wie sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beywohnung eines Mannes und eines Weibes entspringen, eine sehr seltene Erscheinung sey.

3. Der

3.

Der Zustand der sogenannten Wilden

ὁι ῥα θεοισι πεποιθοτες αθανατοισιν
ουτε φυτευουσιν χερσιν φυτον, ουτ᾽ αροωσιν,

Die ohne zu ackern, zu pflanzen, zu säen,
Mit Müßiggang sich auf Kosten der
Götter begehen,
Wie Homer von seinen Cyklopen sagt: —

Und der Zustand der großen asiatischen Despoten, (eines Caliphen im alten Bagdad, oder eines Sultan von Indien, zum Exempel) scheinen die beyden äußersten Linien zu beschreiben, innerhalb welchen das, worinn die Menschen ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen, eingeschlossen ist; — und beyde scheinen zu beweisen: „daß sich der Mensch mit sehr wenigem befriedigen lasse.“

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Esquimau, der Caraibe, der Hottentott, — Leute, die zum

Theil

Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstri-chen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn?

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darinn überein, daß diese in unsern Augen so armselige Geschöpfe „sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten, und den bloßen Gedanken mit uns zu tauschen verschmähen.“

Der Lappe, unter seinem berußten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt seine Muße mit Tabakrauchen zu, (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerica, gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat, und mehr Philosoph ist, als man es von einem Ordensmann erwarten oder fodern

dern dürfte, der Pater Charlevoix, zu: „daß sie glücklich seyen.“ Er versichert uns, daß, als einige von ihnen nach Pariß geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der modernen Welt, nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; daß sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder in ihre Heymath zurückgekehrt, und von allem was sie in Pariß gesehen, nichts ungerne zurückgelassen, als die Garküchen, wo sie *immer vollauf zu essen* gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig hinzuzusetzen: daß es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bey ihnen gefallen lassen, daß sie sich nicht entschließen können, in die Colonie zurückzukehren, ob sie gleich sehr bequem darinn zu leben gehabt hätten; aber daß sich jemals ein **Wilder** an die französische Le-

bens-

bensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beyspiel; u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamericaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punct wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; — und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsre Bequemlichkeiten und erkünstelte Wollüste; bloß durch Freyheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen, und Tabak rauchen, gebt ihm, wenn ihn hungert, seine Portion Maniok, und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Brandtwein aus dem Schedel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will; das ist alles was er zur Glückseligkeit vonnö-

then hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsche, und erwartet selbst von jenem Leben keine höhern Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Caliphe, Sardanapal und Heliogabalus vor diesem Wilden voraus? Worinn ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget als seine Nerven ihre Dienste thun, von des Huronen seiner unterschieden? Die Form macht in der That einigen Unterschied, aber der Stoff ist der nehmliche. Ein ewiger Cirkel sinnlicher Ergötzungen, mit Unabhängigkeit und sorglosem Müßiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunsch zu thun, oder etwas anders zu bedauren, als daß Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereyen der Natur, und allen

Hülfs-

Hülfsmitteln der Kunst zu Trutz, endlich die wollüstige Scene schließen.

Ein berühmter englischer Dichter, der Zeitgenosse und Rival des großen Shakespears, Ben Johnson, schildert in seinem Alchymisten, die innerliche Gesinnungen der meisten Sterblichen, unter der Person des Sir Epikur Mammon, nach dem Leben ab. Dieser Unsinnige hat sich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf setzen lassen, welche in Ben Johnsons Zeitalter manchen Kopf verrückte, und manchen Beutel ausleerte. Er hofft sich in kurzem in vollem Besitze des Steins der Weisen zu sehen. Das große Werk berührt beynahe den Augenblick seiner Zeitigung. In dreyen Stunden wird die Projection vor sich gehen. Welche Aussichten für den üppigen Sir Mammon! seine Einbildungskraft wird so sehr dadurch erhöht, daß er von seinen ausschweifenden Hoffnungen als

von Dingen, die er würklich schon im Besitz habe, spricht. In dreyen Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, alles was er berührt in Gold verwandeln, sondern auch dieses wundervolle Elixier in seiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug sind, (wie er sagt) „aus abgelebten Greisen wieder Jünglinge zu „machen, wahre Marse; fähig Liebesgötter „zu zeugen!" — Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von seinem unschätzbaren Geheimnisse machen? — „Ich gedenke (spricht er in der Ergießung seiner Freude) eine so große Menge von Weibern und Beyschläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weisen auch hatte wie ich; und vermittelst meines Elixiers will ich mir einen Rücken machen, wie des Herkules seiner war, robust genug, um es mit Funfzigen in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten sollen nicht gestopft seyn; aufblasen will

will ich sie lassen; Pflaum ist zu hart. Und dann meinen großen ovalen Saal, den will ich mit lauter Mahlereyen angefüllt haben, wie sie Tiberius von der Elephantis entlehnte; sie sollen ganz ein ander Leben haben als diese matten Nachahmungen des schaalköpfigen Aretins! —*) Wolken von kostbaren Gerüchen sollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder so geräumig und tief seyn, daß wir darinn schwimmen können; und wenn wir wieder heraussteigen, wollen wir uns auf Schasmin und Rosen trocken wälzen. — Meine Spei-

*) Ich habe in diesem Gemählde einen starken Zug weggelassen, weil er für deutsche Leser zu anstößig wäre, wiewohl ihn die Engländer so gar auf der Schaubühne ertragen können. **Mammon** sagt im Original:

— — — Then my Glasses
Cut in more subtil Angles, to disperse
And multiply the Figures, as I walk
Nacked between my *Succubæ* — —

sen sollen alle in indianischen Muscheln, in Schüsseln von Agath mit Golde gefaßt und mit Smaragden, Sapphieren, Hyacinthen und Rubinen besetzt, aufgetragen werden; — Karpenzungen, Haselmäuse, und Camelsfüsse, in Spiritus Solaris und aufgelößten Perlen gesotten,*) u. s. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen lassen,

*) **Ben Johnson** bringt hier, seiner Gewohnheit nach, seine Gelehrsamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerey der alten Römer machte aus einem Raffinement von Sinnlichkeit und Muthwillen, eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehörten darunter, aus denen der berüchtigte Professor der *catianischen Philosophie*, **Apicius**, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Lautitias auf seiner Tafel haben, Karpenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner sind gut genug für seinen Lakayen, sagt er —

lassen, der so dünn und leicht wie Spinneweben seyn soll —" Mit Einem Worte, die ausschweifendesten Begierden, in welche sich Sir Epicur Mammon, in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz, ergießt, erheben sich nicht über den kleinen Dunstkreis eines epicurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Protestation vonnöthen haben, daß ich sehr weit entfernt bin, eine so thierische Sinnesart gut zu heißen. Aber, ich kann mich eben so wenig verhindern, zu glauben, daß, wenn Schaam oder Heucheley dem größesten Theile der Sterblichen erlaubte, aufrichtig zu seyn, die Meisten gestehen müßten, daß sie, — die Haselmäuse und Schweinszitzen, und die in Perlen gekochte Cameelfüsse allenfalls ausgenommen, — die übrigen Ingredienzien in

das, was dieser comische Heliogabalus für sein höchstes Gut erklärt, sich sehr wohl gefallen lassen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Pisistratus an, das feinste, witzigste und politeste Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener ein Weiser, ein Gesetzgeber, dessen Nahme uns noch itzt Ehrerbietung gebeut; dieser einer von den seltnen Menschen, bey deren Hervorbringung die Natur sich selbst zu erschöpfen scheint; ein Mann, der (wenn jemals einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menschlichen Geschlechtes zu stehen.

Und wie dachte der eine und der andre über den großen Punct, wovon hier die Rede ist? Ihre Praxis kann, denke ich, am besten von ihrer Theorie reden.

Ich, (spricht Solon in dem kleinen Fragment eines Gedichtes, welches uns Plu-

tarch aufbehalten hat) weyhe den Rest meines Lebens der Venus, dem Bacchus und den Musen, den einzigen Quellen aller Freuden der Sterblichen. — Ich denke das heißt sich sehr offenherzig herausgelassen. Es ist, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergesellschaftet; aber es ist doch immer Sinnlichkeit. Und aus diesem Tone sang der weise Solon, nicht etwan in der Trunkenheit der ersten Jugend, sondern, wie der Silberlockichte Anakreon, in einem Alter, welches den Freunden seines Ruhms keinen andern Weg übrig läßt, als zu sagen, daß er, wie er so gesungen habe, zum zweytenmahle kindisch gewesen sey.

Der große Alexander, der, in dem eigentlichen Alter der Leidenschaften, der bescheidenste, der mäßigste, der enthaltsamste

unter allen Sterblichen war, blieb es nur so lange, als der Durst nach Ruhme, oder richtiger zu reden, als der Enthusiasmus für seinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie, alle seine übrigen Leidenschaften überwältigte. Aber sobald er einen großen Theil dieses romantischen Entwurfs ausgeführt und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten her, mit jedem neuen Schritt, auf ihn eindrangen, sein Blut sich genugsam abgekühlt hatte, um auf den Rest desselben Verzicht zu thun, oder wenigstens mit viel gemäßigterm Eifer daran zu arbeiten: So legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der Glückseligkeit eben so denke, wie die gewöhnlichen Menschen. Von diesem Augenblick an, machten üppige Gastmähler, Bacchus-Feste, persische Weine, und persische Schönen den Gegenstand der Ergötzungen aus, womit er sich selbst für die Mühe belohnte, die er sich

gab, um (wie er einst im Scherz sagte) die Athenienser von sich reden zu machen.

Pyrrhus, nach Alexandern der ruhmsüchtigste unter allen Griechen, giebt in seinem berühmten Gespräche mit dem weisen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine sehr naive Art zu erkennen, was in seinen Augen das ne plus ultra der Sterblichen war. Nachdem ihn seine durch Ambition begeisterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung, endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hat, fragt ihn Cyneas: Und wenn wir nun mit allen diesen Eroberungen fertig sind, was fangen wir alsdann an? — Was wir anfangen? sagt Pyrrhus; das versteht sich! dann bringen wir unser übriges Leben in Ruh und Müßiggang, in Schmäusen und Festen und Lustbarkeiten zu, und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. —

Wahrlich,

Wahrlich, ein sehr aristippischer Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken ist, an welchem weder der weise Cyneas noch der weise Plutarch etwas anders auszusetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weise genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen, daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die großen Männer des Alterthums wußten so gut als die Großen und Weisen unter den Neuern, Geschäffte mit Ergötzungen, und das was sie dem Staat, mit dem was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen beweiset sich doch aus diesen Instanzen, was sie sich für Vorstellungen von der Glückseligkeit

seligkeit in concreto machten, und das ist was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir diese einzelne Beyspiele nöthig? Die hohe Meynung, welche die Erdenbewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genuße des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher geheget haben, liegt am Tage. Wohl leben und Schmausen ist bey allen Völkern einerley; und womit enden sich alle großen öffentlichen Handlungen, auch die wichtigsten und feyerlichsten, als mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg, einander Ehre anzuthun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen, oder sich einem Großen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Fest, wobey, nach Beschaffenheit der Größe der Person, die damit beehrt wird, alle Götter der Freude aufgeboten werden. Bey öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohl-

stand

stand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten angelegners zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nation und seines Principalen durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? So gar, bey Geschäfften, welche die Austerität der Richter am Styx, und die Tugend eines Cato erfodern, nehmen Bankette und Ergötzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, wobey man nie nüchtern genug seyn kann. Und wir sollten daran zweifeln, daß die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in essen, trinken, Müßiggang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses alles, und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Ueberflusse machen, und die Begierlichkeit, womit sich die übrigen angelegen seyn lassen, reich zu werden, noch einen

nen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben; so müßten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeher, bey allen Völkern, denen das Christenthum keine reineren Begriffe von der Bestimmung des Menschen beygebracht, über den Zustand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elysium der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer, und das Paradies der Muhammedaner sehen einander so ähnlich, daß sie Copeyen des nehmlichen Originals zu seyn scheinen. Ewige Muße, ewiger Genuß sinnlicher Wollüste, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreyen dieses Ideal von Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der große Hauffe so dachte, wenn wir sehen, daß

die

die erhabensten Philosophen ihm hierinn mit ihrem Beyspiel vorleuchteten.

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läßt Plato die seligen Geister, von Nectar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der sokratische Aeschines, einer von den würdigsten Schülern des weisen Atheniensers, schildert, aus dem Munde des Magiers Gobryas die bessere Welt, zu welcher er dem sterbenden Apiochus Lust machen will, als *einen Ort*, „über welchen die freygebigen Horen*) einen Ueberfluß aller Ar„ten von Gewächsen und Früchten ausschüt„ten; wo reine Wasserquellen die blumichten „Wiesen erfrischen, auf denen ewiger Früh„ling herrscht. — Er ziert diesen schönen Ort „mit Hallen für die Philosophen, und mit „Schauplätzen für die Dichter; er läßt seine „Seligen an Tischen, welche sich von selbst „decken,

*) Die Göttinnen der Jahrszeiten.

„decken, unter einer reizenden Musik, sich güt„lich thun, und von ihren Banketten zu Concer„ten und Reyhentänzen aufstehen; und er vollen„det das lachende Gemählde mit zween Zügen, „welche den allgemeinen Wunsch aller Sterb„lichen zu umschreiben scheinen, und sich in „seiner Sprache, der wahren Sprache der Mu„sen, in vier Worte einschließen lassen. — „ΑΚΗΡΑΤΟΣ ΑΛΥΠΙΑ, und 'ΗΔΕΙΑ „ΔΙΑΙΤΑ, gänzliche Befreyung von Schmerz „und Traurigkeit, und ein Leben dem kein „Vergnügen fehlt.“ — In der That war dieses der gewöhnliche Begriff, den sich die Griechen von dem Zustande der seligen Schatten machten; und ich sehe zwischen diesem Elysium, und dem Lande der Seelen, wohin die Nordamericanischen Wilden ihre Verstorbenen schicken, keinen andern Unterschied, als denjenigen, welcher aus den Nüancen entsteht, welche sich natürlicher Weise zwischen

den Vorstellungsarten eines politen und eines rohen Volkes befinden.

Ich weiß sehr wohl, daß sich einige von den aufgeklärtesten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht, und die Glückseligkeit desselben von einer Erhöhung unsrer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmitttelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieses die eigentliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des Zoroaster, und bey den Griechen Pythagoras und Plato von dem Zustande der Weisen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine sehr kleine Anzahl erhabener Geister, welche in mehr als einer Betrachtung eine Ausnahm von den übrigen Sterblichen ausmachen, sich, wenigstens in der Specu-

lation,

lation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuschwingen getrachtet haben, welche gleichwohl so weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menschen erhöht ist, daß sie genöthiget waren, sie in sinnliche Bilder einzukleiden, um sich selbst einigermaßen verständlich und ihre Leser oder Hörer gelüstig zu machen, dieser unsichtbaren Glückseligkeiten theilhaft zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Instanzen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daß die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freyheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäfften, und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben, und könnte also diese Uebereinstimmung aller Völker für die Stimme der Natur selbst gehalten, und dar-

aus ganz zuversichtlich geschlossen werden, „daß die Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem zeitlichen Antheil bestimmt habe, eine Sache sey die ihnen ganz nahe, und so völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläuftigen Anstalten bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen;" —

Nehmen wir hiezu noch die Betrachtung, daß nach dem unläugbaren Zeugnisse der allgemeinen Geschichte, der größeste Theil der Uebel, welche die Menschheit gedrückt haben, und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt worden, womit man diesen Uebeln abzuhelfen vermeynt oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewissem Sinne dem menschlichen Geschlechte die äußerste Verfeinerung der Sinnlichkeit des Geschmacks, und gewisser speculativer Kenntnisse gewesen, und müssen wir dem Herrn

Rous=

Rousseau zugestehen, was sich ohne Unverschämtheit nicht wohl läugnen läßt, — „daß beydes, Wissenschaften und Künste, so bald sie über die Linie, in welche **Sokrates** ihre Entwicklung einschränkt, — ΜΕΧΡΙ ΤΟΥ ΩΦΕΛΙΜΟΥ — **so weit ein würklicher Nutzen für die menschliche Gesellschaft** daher zu erwarten ist*) — ausgeschweift haben,

*) Um einer unbilligen Mißdeutung, wozu gewisse gelehrte Beurtheiler sehr geneigt scheinen, vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich **das nützliche**, auf welches Sokrates die Wissenschaften und Künste einschränkt (wiewohl er eigentlich an dem Orte der **sokratischen Denkwürdigkeiten**, auf welchen hier gezielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein *καλος και αγαθος* auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnteren und so weitschüchtigen Sinne nehme, daß selbst solchen gelehrten Beschäfftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich kleinen Einfluß

ben, der allgemeinen Wohlfarth mehr nachtheilig als förderlich gewesen;“

So gewinnt es das Ansehen, als ob die Natur selbst die Entwicklung unsrer Perfectibilität nur bis auf einen gewissen Punct gestatten wolle, und den stolzen Versuch sich höher zu schwingen, mit nichts geringerm als dem Verlust unsrer Glückseligkeit bestrafe.

Wollten wir dem Herrn Rousseau glauben, so müßte dieser Punct nicht sehr weit von demjenigen Stande gesetzt werden, den er uns als unsern primitiven Stand anpreißt. Da wir, spricht er, unglücklich genug gewesen sind, uns von diesem zu entfernen, so wäre wenigstens zu wün-

fluß in die Vervollkommung des allgemeinen menschlichen Systems haben, — von des gelehrten **Olaus Rudbecks** Atlantica, bis zu **Altmanns** gründlichem Beweise, daß die lingua opica eine Sprache sey, wovon weder er selbst noch irgend ein andrer Mensch das mindeste verstehe, — eine Art von Verdienst übrig bleibt.

wünschen, daß wir wenigstens in jenen ersten Rudimenten des geselligen Standes, worinn man die americanischen Wilden gefunden hat, stehen geblieben wären. Dieser Stand scheint ihm das richtige Mittel zwischen dem primitiven und zwischen der ausgelassenen Activität unsrer Eigenliebe zu halten *), und ist, seiner Meynung nach, dem Menschen der zuträglichste, den wenigsten Revolutionen unterworfen, kurz, der dauerhafteste und glücklichste, aus dem, wie er sagt, der Mensch nicht anders herausgetrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der um unsers allgemeinen Bestens willen sich niemals hätte ereignen sollen.

N 4 Wir

*) Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juste milieu entre l'indolence de l'état primitif & la petulante activité de notre amour propre, dut etre l'epoque la plus heureuse & la plus durable. *Discours sur l'inegalité* p. 70.

Wir werden uns in der Folge ein besonderes Geschäffte daraus machen, die menschliche Natur in den Caraiben, und ihren Brüdern in Brasilien, Californien, Canada u. s. w. zu studieren, und vielleicht werden wir sie in diesen ihren verwilderten Kindern sich selbst viel ähnlicher sehen, als es bey dem ersten Anblick scheint. Aber so beneidenswürdig werden wir ihren Zustand schwerlich finden, als es dem Herrn R. gefallen hat, sich ihn einzubilden. Die schrecklichen Gemählde, welche uns selbst der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt und so weit es die Grundsätze seines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit wiederfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenschaften, und den wüthenden Excessen, wozu sie sich dahinreissen lassen, macht, sind nicht sehr geschickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünschen zu machen, der uns von einem Zustand

entfernt

entfernt hat, worinn unmenschliche Gewohnheiten und barbarische Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur auf die seltsamste Weise contrastieren, und für die Dauer der gemeinschaftlichen Glückseligkeit so wenig gesorgt ist, daß das Vergehen eines einzigen alle Augenblicke den Untergang seiner ganzen Nation nach sich ziehen kann.

5.

Man hat Ursache sich zu verwundern, wie Herr R. diesen Mittelstand zwischen thierischer Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückseligkeit der Menschen gebunden zu haben scheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins, als bey einem andern Volke zu finden vermeynt hat, welches nur darum so wenig bekannt ist, weil es, ohne so zu scheinen, vielleicht das glück-

lichste unter allen ist; — einem Volke, dessen Sitten und Lebensart uns ein so reizendes Gemählde von Unschuld, Ordnung, Freyheit, Ruhe, und unerkünstelten Tugenden darstellen, daß wir versucht würden, die Beschreibung desselben für einen schönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverläßigkeit auf einem minder festen Grunde als dem Zeugniß des oben bereits angeführten Herrn Franz Moore beruhete, eines Augenzeugen, dessen gesunder Verstand und aufrichtiger Charakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten Raum läßt. *)

Dieses

*) S. The Wonders of Nature and Art Vol. III. Part. 3. chap. 3. pag. 360 seqq. und die allgem. Hist. der Reisen Th. 3. S. 178. u. f. Das Buch des Herrn Moore selbst, wovon die letztere den Auszug liefert, ist mir nie zu Gesichte gekommen.

Dieses seinem Ursprung nach ohne Zweifel arabische oder maurische Volk hat alle guten Eigenschaften, die man uns von den Beduinen anrühmt, ohne einige Mischung von ihren Untugenden. Die Pholeys (so nennt sie Herr Moore) leben Hordenweise, in einer Art von Städten, welche jedoch diesen Nahmen, in Vergleichung mit den unsrigen, nur sehr uneigentlich führen, da sie bloß aus einer Anzahl bequemer Hütten bestehen, welche mit gemeinsamen Umzäunungen, mehr zum Schutz gegen wilde Thiere, als gegen wilde Menschen, umgeben sind. Wir würden versucht, zu sagen, das natürliche Gefühl, welches sich bey keinem andern Volke unverfälschter erhalten zu haben scheint, habe sie gelehrt, was für einen lächerlichen Contrast Wohnungen, welche für die Ewigkeit gebaut scheinen, mit dem vorübergleitenden Traum des menschlichen Lebens machen, wenn nicht ein mehr unmittelbarer

barer Grund warum sie keine festern Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäßigen Lebensart, und in der Freyheit läge, worinn sie sich erhalten wollen, den Ort zu verändern, so bald sie Ursache dazu haben. Denn ungeachtet sie auf beyden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negernlandes zerstreut leben, so sind sie doch (sagt **Moore**) von den Königen desselben unabhängig, und brechen auf, so bald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigene Vorsteher, welche ihr Amt mit großer Mäßigung verwalten, und wenig Mühe haben, ein Volk, das, ohne eigentliche Gesetze, bloß durch die Güte seiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer so sanften und friedsamen Gemüthsart ist, und ein so habituelles Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen der etwas böses thut, allen zum Abscheu ist, und niemand sich findet,

der

der sich seiner gegen die Vorsteher annehmen oder sich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen.“

Da die eigentlichen Eingebohrnen des Landes (denn diese Pholeys sind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, so sind ihre Könige willig genug ihnen so viel Land einzuräumen, als sie anzubauen Lust haben. Die Pholeys sind die besten Viehhirten, und zugleich die emsigsten Pflanzer in ganz Nigritien, und da sie bey so vieler Arbeitsamkeit sehr mäßig leben, so ziehen sie vielmehr Korn und Baumwolle als sie selbst verbrauchen.

Sie leben also in einem Ueberfluß des Nothwendigen, und sie machen eben den menschenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinschaftlicher Zug der patriarchalischen und homerischen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter sich selbst, sondern erstrecken

diese

diese Gutthätigkeit, so weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer, und andre Völker unter denen sie leben. Sie sind gastfrey und leutselig gegen jedermann; man braucht nur ein Mensch zu seyn, und ihrer Hülfe vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Negern es für einen Segen halten, eine Pflanzstatt von Pholeys in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bey aller dieser *ausgebreiteten* Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was Einem Pholey begegnet, interessiert alle, und sobald einer von ihnen das Unglück hat, in Sclaverey zu gerathen, so vereinigen sich alle übrigen ihn loszukaufen.

Sie werden selten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Pholey einem andern

dern Scheltworte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her. Denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Africa, und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen.

Die Pholeys sind ein wohlgebildetes Volk, und verdienen schön genennt zu werden, in so ferne sich die Schönheit mit einer schwarzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft, (sagt der P. Labat, dessen von dem Herrn La Rüe gezogene Nachrichten von ihnen in vielen Stücken mit Moore's seinen ziemlich zusammen stimmen) sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürliche Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der, seiner wiewohl mangelhaften Beschreibung nach, einen Beweis giebt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambra — eben

so

so gut als ehmals am Eurotas, und noch itzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio, und an den lieblichen Ufern des Hebrus verspüren lassen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieses Volkes, besonders bey den Weibern; eine unter den Africanern nicht sehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers eben so viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstädte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäßiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander, und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollen-Pflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; außerhalb derselben ist auf der einen Seite ein grosser Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich großer Bezirk, den sie mit indianischem Korn anbauen; und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke

gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, daß hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, daß sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzuthun könnte?

6.

O! Meine Freunde, (läßt Diderot seinen enthusiastischen Philosophen Dorval ausrufen) wenn wir jemals nach Lampeduse gehen, um dort, ferne von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans, ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen, — — —

„Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! warum nach Lampeduse? — An die Gambra, zu diesem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen, dem einzigen in der Welt, bey welchem gute Menschen außer Gefahr sind, unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh

wird; welches durch eine zum Instinct gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt; welches niemanden beleidiget, und allen, die es erreichen kann, Gutes thut!“

„Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Nahmen Ehre machen! Bey dir bringt die Güte der Sitten ganz allein zuwege, was Gesetze und Strafen, was Erziehung, Philosophie und Religion bey dem policiertesten Volke des Erdbodens bis auf diesen Tag nicht zu bewürken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verstand, und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel, die unverfälschten Eindrücke der Natur aufzufassen! Du verfolgest, du verdammest niemand; keine blinde und grausame Partheylichkeit verschließt dein Herz der rührenden Stimme der Menschlichkeit! Kein nonsensicalischer Schwätzer, kein Sophist, der den Unrath seines Gehirns in subtile Gewebe spinnt, um die

sorg=

sorglosflatternde Einfalt darinn zu verstricken, kein heuchlerischer Marabou, kein feiler Cadi, kein raubgieriger Bassa, haben sich wider deine Wohlfarth zusammen verschworen! — Glückliches, dreymal glückliches Völkchen! wer sollte nicht in Versuchung gerathen dich zu beneiden? — —“

Ein mittelmäßig erfahrner Leser begreift von sich selbst, daß diese enthusiastische Tirade noch lange fortdauren könnte, wenn es so sehr unser Ernst wäre als wir die Miene davon hatten. Was für eine feine Satyre ließe sich bey dieser Gelegenheit „über alle diese Natio„nen machen, welche von der Weisheit ihrer „Verfassungen, von der Vortrefflichkeit ihrer „Policey, von ihrem großen Fortgang in den „Künsten und in den Wissenschaften so aufge„blasen sind!“ —

Was für eine demüthigende Vergleichung ließe sich zwischen uns Europäern, und die-

 sen

sen ehrlichen schwarzbraunen Pholeyern anstellen, „welche allen unsern bewunderns würdi-
„gen Vorzügen zu Trutz, das sind, was wir
„gerne seyn möchten, und es eben deswegen
„sind, weil sie keine so mühsame Anstalten
„machen, keine so verwickelte, aus so unzäh-
„lichen Triebrädern so gekünstelt und so zer-
„brechlich zusammengesetzte Maschinen spielen
„lassen, um zu werden, was man so leicht
„seyn kann, wenn man die Natur zur Führe-
„rinn *nimmt*." —

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu schimmernden Gedanken, und feinen Sprüchen! Aber, wie gesagt, wir haben keine Lust, uns auf Gemeinplätzen herumzutummeln; und so schöne Sachen sich auch immer über diesen Gegenstand sagen ließen, so möchte doch wohl schwerlich Eine darunter seyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir seit mehr

als

als zweyhundert Jahren so reichlich beschenkt worden sind, schon mehr als einmal gesagt, und vielleicht schon so abgenutzt worden, daß sie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich ist.

Eine Mischung von Wahrheit ist freylich immer in dergleichen Declamationen; aber was nützen schielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerinn nehmen! — Nichts ist bälder gesagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk sich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in Einer immer fortlaufenden Linie von der Natur entfernt hat?

Das Beste ist, daß dieses Volk, so gut als ein Comet der sich einmal von seiner Sonne verlaufen hat, (wofern ihm nicht unterwegs ein außerordentliches Unglück zustößt) unfehlbar einmal wieder zu ihr zurücke kommen wird.

Aber, wird es nicht wenigstens eben so viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — und diese Wiederkehr zu befördern, sie zu beschleunigen, und neue Ausschweifungen zu verhindern; dazu werden wohl ganz andre moralische Kräfte als frostige oder warme Declamationen erfodert werden.

7.

Uebrigens können wir nicht unbemerkt lassen, daß ungeachtet Herr Franz Moore, unsers Wissens, ein sehr ehrlicher Mann, ein Mann von sehr gesunder Vernunft, und (was hier allerdings in Betrachtung kommt) weder Philosoph noch Dichter, und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist; dennoch seine Nachrichten von den Pholeys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung beym

ersten Lesen; aber beym zweyten hat man so viele Fragen zu thun, und bekömmt so wenig Antworten auf diese Fragen, daß man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es anfangs war.

Dies ist der Fall der allermeisten von diesen großen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daß sie an nichts weniger gedacht haben, als daß sie zu einem andern Gebrauch, als zur Zeitkürzung ihrer Leser, oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten, würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut wäre, wenn man mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bey einer genau prüfenden Beobachtung.

Und gesetzt auch, wir würden sie in allen Stücken so finden, wie sie uns Moore schildert, so würde es doch dabey bleiben, daß

dieses Völkchen vor den meisten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als seiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gastfreyheit und Leutseligkeit gegen Fremde und Nothleidende ist auf dem ganzen Erdboden ein Zug, welcher diejenige Classe von Menschen bezeichnet, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlstande leben.

Eben dieses gilt überhaupt von der Unschuld der Sitten, welche man uns an den Pholeys anpreißt. Diese ist allenthalben, wo Unterdrückung und Elend die Menschheit nicht zu einem Zustande, gegen den der Viehische beneidenswürdig ist, herabgewürdiget hat, — verhältnißweise auf dem Lande viel größer als in den Städten.

Moore giebt zu verstehen, daß es auch unter seinen Pholeys Leute giebt, welche zuweilen

weilen Böses thun. Freylich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Gesellschaft nicht so viel böse Leute geben kann als in einer großen; und weil eine Menge Laster, welche in der letztern, unter gewissen Umständen, nicht gänzlich ausgerottet werden können, oder wohl gar geduldet werden müssen, in jener nicht einmal moralischmöglich sind.

Im übrigen ist es sehr glücklich für die guten Pholeys, daß sie ringsum von schwachen, trägen, und wenig unternehmenden Völkern umgeben sind, welche überdies mehr dabey zu gewinnen haben, wenn sie ihnen eine Art von Freyheit lassen, als wenn sie versuchen wollten, sie zu Sclaven zu machen. Sollte das letztere einmal irgend einem Könige im Negernlande einfallen, so würde ein so kleines Volck unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt, oder durch seinen Widerstand selbst nach und nach aufgerieben werden. Ihre

Sicherheit ist also bloß zufällig, und was ist Glückseligkeit ohne Sicherheit? — In diesem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, sind sie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach, solche Pholeys waren; da sie in unzählbare kleine Horden abgesondert von Jagd, Viehzucht, und einer Art von Feldbau lebten, der, nach Beschaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß sich das menschliche Geschlechte nicht lange in einem solchen Zustande befinden kann. Tausend unvermeidliche Zufälle machen diese kleinen Gesellschaften nach und nach in Große zusammenfließen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menschen und der Dinge die ihn

umgeben,

umgeben, gewurzelt sind, als daß man zweifeln dürfte, wofern durch eine abermalige Catastrophe alle Erdenbewohner bis auf eine einzige Familie zusammenschmelzen würden, daß die Nachkommen dieser Stifter einer neuen Welt, mit der Zeit, nicht eben diese Zufälle erfahren, und daß diese Zufälle nicht eben solche Veränderungen veranlassen sollten, als diejenige die mit den Abkömmlingen Sems, Chams, und Japhets vorgegangen sind.

Ein kleines Volk von so einfältiger Lebensart, und von so unschuldigen Sitten als die Pholeys sind, oder die Negern des Priesters Abulfaouaris, vor seiner Ankunft bey ihnen, waren, ist unstreitig glücklich, und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermisset, an der ungeheuren Summe der Uebel, die es nicht leidet, die es nicht einmal kennt, und also auch

nicht

nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher als irgend eine große Nation, in dem Stande worinn sich die Sachen dermalen noch befinden, es seyn kann. — „Das ganze menschliche Geschlecht würde also glücklicher seyn als es itzt ist, wenn es in lauter solche kleine Völkerschaften abgesondert wäre?" — Ja, aber diese allgemeine Glückseligkeit würde ein Augenblick seyn.

Immer mag sie also einer poetischen Phantasie Stoff zu *reizenden Gemählden* von einfältigschöner Natur und arkadischen Sitten darbieten; der Punct kann sie nicht seyn, bey welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen. Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zugedacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Punct ihrer Bestimmung hienieden nur allzuweit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen

haben,

haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebräder der moralischen Welt arbeiten diesem großen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammengestimmt, daß ihre anscheinenden Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Aeußerste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Ueppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese minieren einen Staat so lange bis er endlich zusammenstürzt. Aber wenn sich ein solches Phänomen in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunct ereignet, wo zugleich die Philosophie und der ganze Inbegriff der nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in kur-

zem, neubelebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder emporheben, und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Ein Phänomen, von welchem, aller Wahrscheinlichkeit nach, manche die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften!

9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau, und alle weitern Progressen sind zwar, dem Anschein nach, eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen!

Gerade das Wiederspiel, Herr Rousseau! Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaf-

sellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, und befördert hingegen die Vollkommenheit der Gattung.

Der polizierte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behende, nicht so herzhaft, nicht so frey, nicht so zufrieden mit seinem Zustande als der Wilde. — Dies ist von dem größesten Theile der Einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der polizierte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendlichmal besser zu bedienen, ist unendlichmal geschickter seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendlichmal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendlichmal mehr Herr über

die

die Natur, u. s. w. — Alles dies ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch, und von der ganzen Gattung wahr.

Herr R. hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabey zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden, oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem primitiven Stande noch nahe ist, ein Palladio, ein Raphael, ein Erasmus, ein Galilei, ein Corneille, ein Metastasio, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton gebildet werden. — Und wer kann so unwissend, oder so unbillig seyn, die großen Vortheile zu mißkennen, welche sich, nur allein von zehn solchen Männern, unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten; und

mit

mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen, oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften,*) durch eine wechselsweise Würkung in einander, ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben, — um der Vortheile zu genießen, die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt hundert tausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur das Principium der Trägheit selbst, dessen Gewicht den Wilden zu den Thieren

*) Die alten griechischen Republiken waren von der letztern Classe.

Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle von Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Collisionen der mannichfaltigen Interessen aller dieser größern und kleinern Systeme von Menschen, würden die edelsten Fähigkeiten unserer Natur ewig im Embryon eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen niemals zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer animalisch bleiben. Mit stupiden Augen würde er den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sey, die innern Bewegungen dieses unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden seyn, seinen geistigsten Gedanken einen Leib zu geben, und

die leisesten Regungen seines Herzens andern verständlich zu machen. Tausend bewunderns- würdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witz nicht entdeckt worden, und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht verschönert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Uebel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommung der

Gattung thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Uebeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren.

10.

Es ist wahr, alles was, von dem Hermes der Aegypter an, durch die weisesten und würksamsten Geister, durch die Heroen, durch die Gesetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moralischen Welt, zum allgemeinen Besten der Gattung noch gewürkt worden ist, besteht nur in Bruchstücken, in Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet daliegen. Aber es ist eben so wahr, daß diese Materialien nur auf die Vereinigung günstiger Zufälle mit der zusammengestimmten Activität großer Seelen warten, um zu dem Einzigen Werke, was

würdig ist, jede fühlende nnd denkende Seele zu begeistern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Philosophie, und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — Ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereiniget, Gesetzen unterwürfig gemacht und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Würksamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen, und aus allen Völkern des Erdbodens, — dieses Sonnenstaubs in dem grenzlosen All der Schöpfung — Eine brüderliche Nation von Menschen zu machen, welche durch keine Nahmen, keine Wortstreite, keine Hirngespenste, kein kindisches

Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügigen Absichten und verächtliche Privatleidenschaften, wider einander empört, sondern von dem seligen Gefühl der Menschlichkeit durchwärmt, und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in Ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Würksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt, oder durch unselige Vorurtheile entzweyt, und unter euch selbst uneins, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen. Getheilt werdet ihr,

ihr, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der Einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Schimäre sey.

Ist es eine Schimäre? — Nun so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

So macht alles zusammengenommen eine so schaale, so bürleske, so nonsensicalische Tragi-Comische-Pastoral-Farce aus, daß

man

man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schaalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokraten und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleone, von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

E N D E.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Verzeichniß

der beträchtlichsten Druckfehler im I. Th.

Seite 37	Zeile 2	leset:	Nüstern.
41	— 7	—	auf statt auch.
81	— 10	—	Masulhim.
93	— 2	—	Zellen statt Teller.
121	— 7	—	Hermes.
194	— 13	—	nehm' statt nahm.
195	— 13	—	respectiert st. reflectirt.
198	— 8	—	Demokritus.
199	— 1	—	Parmenides
213	— 11	—	physicalischen.
224	lin. ultima		Sachen statt Sache.
225	Z. 3	—	würden statt würde.
235	— 6	—	nichts statt nicht.
239	— 11	—	ihr statt ihre.
252	— 9	—	der edelmüthigste.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens
Aus den Archiven der Natur gezogen

Bd.: 2

Leipzig (1770)

P.o.germ. 1600-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123307-2
VD18 90305310